

Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 716. Band.

VIII. Serie. 16.

Edmund Cavanis. Von Alexander Dumas Sohn.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Edmund Cavanis

oder

Nacht- und Sonnenblicke des Schicksals.

Roman

von

Alexander Dumas Sohn.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Edmund Cavanis.

Erster Theil.



1.

Der Wanderer.

Auf der Heerstraße, die von Autun nach Paris führt, schritt ein Wanderer rüstig einher. Es war ein zwanzigjähriger hochgewachsener Jüngling mit offner Stirn, und schönen etwas träumerischen Augen. Eine blaue Blouse verdeckte seine Kleidung, ein leichtes Ränzchen verschloß seine bescheidene Habe; in der Hand trug er einen nußbaumnen Stock, mit dem er zuweilen die Kieselsteine aus dem Wege entfernte. Der süße Reiz des jugendlichen Alters strahlte von seinen geistreichen edlen Zügen, die von Natur eher heiter als trübe zu sein schienen, in diesem Augenblicke jedoch von ungewohnt tiefer Traurigkeit umflort waren. Von Zeit zu Zeit bedeckte er die Augen mit der Hand und seine gepreßte Brust ward von schmerzlichen Seufzern geschwellt.

Immer langsamer gehend, blieb er endlich stehen, lehnte sich gegen einen Baum, wandte sein Gesicht der

Gegend zu, von wo er gekommen, und betrachtete den langen Schlangenweg, der sich vom Dorfe bis zu ihm hinaufwand.

„Arme Mutter!“ sagte er; „sie wollte mich nicht abreisen lassen; jetzt weint sie, und auch ich kann meine Thränen nicht mehr zurückhalten.“

Wirklich weinte er bitterlich. Endlich richtete er sich kräftiger auf.

„Nicht doch,“ rief er, „ich wollte es ja, und habe gut daran gethan, denn einst hätte ich ihr lästig werden können. Mein geringer Verdinst beim Steuereinnehmer reichte kaum zur Anschaffnug meiner Bücher; ist es also nicht meine Pflicht, darauf bedacht zu sein, meiner theuren Mutter die Gebrechen des Alters weniger fühlbar zu machen, indem ich Wohlstand um sie her verbreite? Muth daher!“ rief er nach Paris zeigend; „nur dort werden mir die Quellen dazu geöffnet werden.“

Plötzlich nahte in raschen Sprüngen ein Jagdhund, stürzte auf unsern Reisenden zu, lief in wilden Sätzen um ihn her, und sprang dann fast in die Arme seines Herrn, gleich einem verzogenen Kinde, das sich einen muthwilligen Streich verzeihen lassen will.

„Was! Milord, Du bist es?“ sagte bewegt der junge Mann „Du bist es? Und ich hatte doch so sehr gebeten, man möge Dich einschließen.“

Milord stieß, seinen Herrn betrachtend, abwechselnd freudiges und klagendes Gebell aus, und eilte dann wieder in weiten Sprüngen voraus.

Durch diese rührenden Zeichen von Anhänglichkeit bewegt, gedachte der junge Mann der Bank, auf der er in den heißen Sommerabenden geruht, der Rebe, deren grünes Laub sein kleines Fenster umschattet, all der süßen Behaglichkeit, deren man sich erst nach dem Verluste derselben recht bewußt wird, und ganz besonders und vor Allem seiner so innig geliebten Mutter. Dann schwatzte er, gleich den Jägern, mit seinem Hunde:

„Du scheinst zu fühlen, daß wir uns auf lange Zeit trennen müssen, — geh', Milord, kehre nach Hause zurück und bewache Deine Herrin treu.“

Wer hätte wohl noch nicht das schöne Auge des edlen Thieres bemerkt, dessen Name, ungerechter Weise, bei den Menschen das Symbol einer Beleidigung ist. Nichts ist den schnellen Blitzen zu vergleichen, die, durch Zorn oder Freude veranlaßt, sein Auge durchzucken. Alle Empfindungen der menschlichen Seele spiegeln sich darin mit vielleicht noch viel lebhafteren Farben, als bei den hochmüthigen Wesen, deren Willen die ganze Erde unterworfen ist. Empfindung und Klugheit sind wohl nirgends rührender dargestellt, als in diesem stummen Organe. Furcht, Unterwürfigkeit, Schmerz, Haß, Zuneigung, bis zu der zärtlichsten

Hingebung, sind mit den bestimmtesten Farben in diesem Auge ausgeprägt. Ja, wir fürchten nicht, zu sagen, daß die verhärteten Philosophen, welche die Seele des Hundes leugnen, es vor Gott zu verantworten haben werden.

Nachdem der junge Mann sich einige Augenblicke diesen rührenden Geberden überlassen hatte, rief er schmerzlich:

„O Du siehst nicht, wie unmöglich es mir ist, Dich mitzunehmen!"

Der Hund machte einige Sprünge rückwärts und kam dann zu seinem Herrn zurück, ihn mit Blicken betrachtend, in denen der Schmerz über den Mangel an Sprache geschrieben zu sein schien.

„Ach," rief der Reisende, den Gedanken seines Hundes folgend, „ich kann nicht mit Dir zurückkehren. Schnell, ich will, daß Du gehst, Milord, geh!"

Und ihn barsch verlassend, setzte er seinen Weg weiter fort. Aber Milord lief traurig hinter ihm her.

Der junge Mann war ergriffner, als er sich selbst gestehen mochte. Sonderbare Wirkung des menschlichen Stolzes! Die besten Regungen unsrer Seele lassen uns zuweilen erröthen. Oft halten wir Güte für unwürdige Schwäche, und Heftigkeit für männliche Festigkeit. Unsere Gesinnungen drängen sich im Grunde un-

ſerer Seele im bunten Gemiſch durch einander. In den Stunden der Bewegung entſchlüpfen ſie wie einzig vom Zufall geleitet. Einige bleiben, wenn ſie gehen ſollten, andere machen es umgekehrt; dieſe ſind unterdrückt im Augenblicke ihres Aufſchwungs, jene werden durch ein unerwartetes Ereigniß gehoben.

Da unſer Freund ſtets allein gelebt hatte, war ſein treuer Milord ihm Geſpiele geworden. Zuſammen hatten ſie die Thäler durchſtreift und die Berge erklettert; zuſammen die Wälder durchirrt und dem Ufer des Fluſſes gefolgt. Seine trübſten Gedanken waren oft durch den treuen Hund zerſtreut worden; ach und jetzt gedachte er des freien, fröhlichen Landlebens und des ruhigen Glücks am mütterlichen Heerde.

Aber dieſe ſüßen Rückerinnerungen vermehrten nur das Düſtere des jetzigen Augenblicks. Ungeduldig über den Widerſtand des Hundes, verwirrt durch dieſes unglückliche Intermezzo, wandte er ſich um, und ſchlug Milord heftig mit dem Stocke. Das arme Thier ſtieß einen durchdringenden Schmerzensſchrei aus, dem ein langer Seufzer folgte. Er warf ſich zur Erde, ſchien an einen Irrthum ſeines Herrn zu glauben und ſah wehmüthig und geduldig zu ihm auf. Der junge Mann war feſt entſchloſſen, Milord zurückzuſchicken. Was ſollte er in Paris mit dem Hunde? Aber um keinen Preis konnte er ihn zum zweiten Male ſchlagen.

Mit barscher Stimme und finsterem Blick schwang er seinen Stock heftig in der Luft. Erschreckt wich der Hund zurück, aber nur wenige Schritte. Da, außer dem Bereich des Stockes, wedelte er mit dem Schwanze, bewegte Füße und Ohren, und erwartete ein Zeichen, zurückzukommen, vergessend und zufrieden, zu den Füßen seines Herrn sein zu können.

Aber statt ihn zu sich zu winken, hob der junge Mann einen Stein auf und hielt den Arm drohend ausgestreckt. Jetzt verstand ihn Milord; so unbeugsamem Willen mußte er gehorchen, dumpf heulend entfernte er sich. Dann blieb er unbeweglich stehen, bis der junge Mann verschwand. Nun erst lief er traurig zurück, sich von Zeit zu Zeit umsehend, dem Unglücklichen gleich, der stets noch die entschwundene Hoffnung zu erblicken wünscht.

Nicht Jeder weiß den Schmerz eines liebenden Herzens zu würdigen, wenn es gezwungen wird, sich von dem Orte zu trennen, an dem es mit tausend Banden der ersten Neigung hängt. Es scheint, als hätten die ganz abgeschlossen lebenden Wesen eine nur auf ihre eigene Individualität beschränkte Existenz; dem ist jedoch nicht so; man lebt wenigstens mehr in seinen Umgebungen, als in sich selbst, wenn man unter dem geheimen Einflusse eines ungeheuren Egoismus steht. Der Mensch verstreut, so zu sagen, die verschiedenen

Theile seines Seins; diese fassen hier und da Wurzel, und reißen sich dann um so schmerzlicher vom Hauptstamme los.

Auch nach dem letzten Lebewohl, nach den letzten Umarmungen, ist der Abreisende noch nicht am Ende seiner Qual. Nachdem er den Kreis durchschnitten, in den sein Leben eingeschlossen war, halten tausend eingeschlafene Erinnerungen, tausend angenommene Gewohnwohnheiten den geliebten Flüchtling zurück. Die gewöhnlichsten Gegenstände scheinen, mit trauriger Majestät bekleidet, die stumme Sprache der rührendsten Anhänglichkeit zu reden; sie scheinen uns vorzuwerfen: „Du gehst, und wir bleiben; wir liebten Dich, und Du verläßt uns. Welche geheimnißvolle Bestimmung treibt Dich fort von hier, wo Alles sich beeilt, Dir zu lächeln? Undankbarer, wir liebten Dich so sehr. Bist Du auch überzeugt, nicht der Spielball irgend eines todten Irrthums zu sein? Bleibe, es würde uns und vielleicht auch Dich glücklich machen. Bleibe, wir werden uns, Dir zu gefallen, mit den Farben des Frühlings schmücken, und Du wirst sehen, daß die Freude uns noch schönere leihen wird."

So scheint Alles zu sprechen, indem man daran vorüber schreitet, die Ulme, unter deren Schatten man so oft geruht, die Blumen, die Glocken der umliegengen Dörfer. Man muß sich gewaltsam von diesen

Freunden losreißen, deren Gegenwart die Qualen des Abschiedes noch steigert nnd vermehrt. Man muß fliehen, den Schmerz tief fühlend, bis man in die neuen Verhältnisse kommt, und durch die Ueberraschung, weder von Menschen noch Sachen gekannt zu sein, aufmerksam gemacht wird, auf sich selbst zu achten; und das veranlaßt dann eine unwillkürliche Ablenkung des Kummers.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir einige Worte über den Helden unserer einfachen Geschichte sagen, in der weder ungewöhnliche Abenteuer, noch blutige Scenen vorkommen werden.

Edmund Cavanis war das einzige Kind eines tapfern Obristen, der in einem der letzten Kriege des großen Kaiserthums gefallen. Seine Witwe hatte sich in der Nähe von Autun auf einem kleinen Landgute angesiedelt. Sie war sehr stolz und lebte deshalb außerordentlich zurückgezogen, um nicht unter dem übermüthigen Dünkel reicherer Nachbarn zu leiden. Ohne barsch jede Beziehung mit ihnen zurückzuweisen, beobachtete sie doch sorgfältig den freundlichen Ernst, welcher jede Vertraulichkeit zurückhält, ohne dabei irgend Jemand zu kränken. Sie fürchtete überhaupt diese alltäglichen, oft nur aus Neid oder Neugierde geknüpften Verbindungen.

Zeitig hatte sie ihren Sohn in eine Schulanstalt

geschickt, und der Knabe arbeitete stets mit unglaublichem Eifer, um desto früher zu seiner leidenschaftlich von ihm geliebten Mutter zurückkehren zu können.

Edmund hatte nur eine unbestimmte Erinnerung von seinem Vater, aber er dachte gern an ihn und trug seinen Namen mit Stolz. Als einziger Sohn seiner Witwe vom Militairdienst freigesprochen, verstrich ihm die Zeit in sorgloser Träumerei. Die einzige regelmäßige Beschäftigung, die er sich auferlegt, bestand in einer mehrstündigen täglichen Arbeit bei dem Steuereinnehmer des Orts, einem guten und unterrichteten Manne. Die übrige Tageszeit jagte er, von Milord begleitet, oder er vertiefte sich in seine geliebten Bücher. — Wenn er seine Mutter täglich hundert Mal umarmt, auf dem Gipfel des Hügels den Auf- und Untergang der Sonne betrachtet und mit dem Einnehmer über Geschichte und Literatur gesprochen hatte, schlief er mit dem Frieden eines kindlich vertrauenden Gemüthes.

Madame Cavanis war zu glücklich über die süße Ruhe ihres Sohnes, um sie auch nur im Mindesten zu unterbrechen, und keines von Beiden dachte an Trennung. Eine Umwälzung der ganzen Welt, das Ende der Tage, der Sturz eines Thrones, das letzte Gericht, o, das Alles war möglich, aber daß die innige

Einigkeit ihres beiderseitigen Lebens gestört werden könne, das war nicht denkbar

Der gute Einnehmer, ein alter Freund des Obristen, hatte oft über Beider Zukunft nachgedacht, und von Zeit zu Zeit über den künftigen Lebensplan Edmunds mit der Witwe gesprochen, aber die treffliche Frau vergaß nur zu schnell einen Gegenstand, dessen bloße Ahnung sie schon erschreckte. Edmund selbst erklärte, daß er gar keinen Ehrgeiz habe und nichts bedürfe, drückte dem alten Freunde die Hand, pfiff seinen Hund herbei und durcheilte mit diesem die Felder.

Es kam jedoch ein Tag, an welchem Edmunds sorgloses Gesicht sich mit dichten Wolken bedeckte. Ohne irgend einen Anschein von Wichtigkeit, hatte der Einnehmer das alte Thema unter einer neuen Form zur Sprache gebracht. Man befand sich noch inmitten der endlosen, seit den ersten Jahren der Julius-Revolution wieder begonnenen Verwirrungen.

„Mein Freund,“ sagte der Einnehmer, „die armen Teufel, welche ihr Geld durch die Regierung erhalten, sind in dieser unruhigen Zeit nie versichert, ob und wie sie am nächsten Tage zu Mittag essen werden. Wenn die Regierung wirklich oder eingebildet sparen will, fängt sie bei ihnen an; die großen Gehalte dürfen nicht verkürzt werden, aber man weiß sich zu helfen, indem

man es mit den kleinen nicht so genau nimmt. Ach, selbst die müssen zittern, die ihre Pension vom Staate beziehen, denn wenn die Regierung heute ihre politischen Gesinnungen ändert, sollte es mich gerade nicht wundern, wenn man die Pensionen einzöge, und wehe dann den Unglücklichen, die ihr gutes Recht nicht durch mächtige Fürsprecher gesichert wissen."

„Wie," rief Edmund, „Sie glauben z. B. daß durch einen solchen Umstand auch meiner Mutter Pension gefährdet werden könnte?"

„Meiner Treu, ja."

„O mein Gott, bester Freund, was würde dann aus ihr werden?"

„Das gebe ich Dir zu bedenken."

„Sie erschrecken mich!" rief der junge Cavanis. „Unser Eigenthum trägt kaum zweihundert Franken ein, was kann meine Mutter damit beginnen?"

„Ja, Deine und ihre Lage würde sehr hart sein."

„Die Meinige! O was thut das!" rief Edmund, auf dessen Geist dieser Gedanke, daß seine Mutter vielleicht noch darben könnte, eine entsetzliche Wirkung machte. „Mein Freund, o mein Freund, wie viel Zeit habe ich nutzlos verloren! Gerechter Gott! Wenn meine Mutter eines Tages darben, durch meine Schuld darben müßte! Ach, daran hatte ich noch nie gedacht!

Ja ich muß nach Paris, ich muß abreisen, noch diese Woche muß ich in Paris sein! Aber wie ist das möglich? was soll ich thun? O reden Sie, mein Freund, helfen Sie mir! Großer Gott! Meine Mutter die Hand ausstrecken, um ein Almosen zu erflehen!"

„Vor allen Dingen, mein Kind, beruhige Dich etwas," sagte der Einnehmer, erfreut durch die plötzliche Bestimmtheit Edmunds, und ganz bewegt über seine Verwirrung. „Höre; wie ich sehe, begreifst Du schnell jede Möglichkeit, suche also ein Unterkommen bei einem Banquier oder besser noch, einen Platz in irgend einem Ministerium. Beides ist nicht leicht, ich weiß es, besonders das Zweite; aber man kann ja bei dem Ersten beginnen. Nur müssen wir ganz besonders die Einwilligung Deiner guten Mutter zu gewinnen suchen!"

Wirklich willigte Madame Cavanis erst nach langem Widerstande in die Abreise ihres Sohnes. Was sollte aus ihr in ihrem einsamen Hause werden? Was sollte sie künftig mit ihrem Herzen voll so zärtlicher Mutterliebe beginnen? Edmund Morgens nicht mehr umarmen, ihn Abends nicht mehr sehen können!

Endlich gab sie jedoch nach, weil man ihr den wahren Grund von Edmunds schnellem Entschlusse verbarg, und sie überredete, daß sie dem künftigen Glücke

ihres Sohnes dieses Opfer schuldig sei. Dank dieser frommen Lüge beruhigte sie sich und sagte dann:

„Soll der schmerzliche Entschluß wirklich gefaßt werden, mein theures Kind, so will ich wenigstens versuchen, Dir eine Stütze zu geben. Wie könntest Du hoffen, Deinen Weg zu machen, kämest Du ohne allen Anhalt nach Paris, wohin täglich so viele junge Leute hoffnungsreich stürmen, und das auch täglich so viele Hoffnungen zertrümmern sieht? Deine Unkenntniß der Welt würde Dir überall im Wege stehen, Deine Geradheit und Offenheit, dort nicht an ihrem Platze, würden Dir nur ein Hinderniß sein, so wenig ich wünschte, daß Du diese schönen Eigenschaften ablegen oder auch nur verleugnen möchtest. Du bedarfst daher eines Führers, eines Rathgebers, obgleich ich in die Festigkeit Deines Charakters und Deiner Grundsätze das vollste Vertrauen setze, und deshalb für Dich die Gefahren nicht fürchte, die dort den jungen Menschen auf allen Seiten verlocken, und schon manches edle Gemüth verderbt und jäh in den Abgrund gerissen haben.

„Diesen Gefahren gegenüber wirst Du daher keiner Stütze bedürfen, mein geliebter Edmund wohl aber um Dir die Schritte zu zeigen, die Du zu thun hast, um, unterstützt durch Kenntnisse, Redlichkeit und guten Willen, den Grund zu einer künftigen sicheren

Existenz zu legen; denn so schätzens- und anerkennenswerth auch diese Eigenschaften unter allen Verhältnissen des Lebens sind, genügen sie allein doch dort keineswegs, um einen jungen Mann, dem es außerdem an aller Protektion und an Lebenserfahrung mangelt, an das Ziel zu führen, wäre er in seinen Ansprüchen auch noch so bescheiden.

„Du bedarfst daher, soll ich nicht in fortwährender Sorge um Dich schweben, sollst Du nicht bald durch die zahlreich sich Dir entgegenstellenden Hindernisse entmuthigt werden, eines väterlichen Freundes, und einem solchen glaube ich Dich empfehlen zu können."

„Wie!" rief der Einnehmer, der, wie immer, bei dieser Berathung zugegen war, verwundert aus, „Sie haben in Paris einen Bekannten, welcher der Gönner unsers Edmund werden könnte? Davon erfahre ich ja das erste Wort? — Wer aber ist es denn?"

„Das heißt, ich kenne dort einen Mann, der befähigt wäre, diese Rolle zu übernehmen — wenn er noch lebt; denn seit mehreren Jahren habe ich nichts mehr von ihm vernommen. Damals war er, wie ich zufällig in einer Zeitung las, General, und sollte sich eines großen Einflusses erfreuen."

„Vortrefflich!" rief der Einnehmer, „da kann es

ja unserem Eduard kaum fehlen. — Und wer ist dieser Gönner?“

„Der General von Saint-Florent,“ sagte Madame Cavanis, „ein ehemaliger Kriegskamerad meines verstorbenen Mannes, oder sogar mehr als das, sein Freund, durch das innige Band der Waffenbrüderschaft und gegenseitiger Dankbarkeit mit ihm ganz verbunden.“

„Saint-Florent!“ sagte der Einnehmer, „Saint-Florent? — Ist mir doch, als hätte ich den Namen früher schon einmal nennen hören, und zwar unter besonderen Umständen.“

„Das ist leicht möglich,“ entgegnete Edmunds Mutter, „denn Saint-Florent war einer der Tapfern der Kaiserzeit, und hat sich bei mehr als einer Gelegenheit rühmlich ausgezeichnet.“

„Richtig!“ sagte der Einnehmer. „Jetzt erinnere ich mich. — Mir ist sogar, als müßte er vereint mit unserm Cavanis bei irgend einer Gelegenheit eine schöne Waffenthat vollbracht haben, nur kann ich mich auf die näheren Umstände nicht mehr genau besinnen.“

„Ihr Gedächtniß trügt Sie nicht, mein werther Freund,“ entgegnete Madame Cavanis. „Das war in Spanien, und ich erinnere mich jenes Ereignisses noch mit der größten Lebhaftigkeit. Denn Sie wissen, daß ich meinen Gatten nach jenem Lande begleitete und

einen großen Theil der Gefahren jenes fürchterlichen Krieges mit ihm theilte, wo der tapfere Soldat nicht nur stündlich den feindlichen Kugeln und Säbeln im offenen Felde gegenüber stand, sondern auch fortwährend einen mörderischen Hinterhalt, Gift und Dolch fürchten mußte, durch die er ruhmlos und heimlich hinweggerafft wurde.“

„Ach, erzählen Sie uns das, liebe Mutter,“ bat Edmund; „ich höre Sie so gern von meinem Vater erzählen; Sie thun es aber leider so selten, und ich erinnere mich nicht, das Ereigniß, von dem hier die Rede zu sein scheint, schon jemals von Ihnen gehört zu haben.“ Madame Cavanis schien zu zögern.

„Edmund hat Recht,“ meinte der Einnehmer. „Ich vereinige meine Bitten mit den seinigen. Dadurch wird er zugleich den Mann, an den Sie ihn empfehlen wollen, vorläufig kennen lernen.“

„Nun wohl, es sei,“ entgegnete Madame Cavanis, und begann ihre Erzählung.

Eine Kriegsepisode.

„Es war also in Spanien. — Das Corps, zu dem das Bataillon gehörte, welches mein Mann commandirte, war fortwährend den größten Gefahren jenes fürchterlichen Krieges ausgesetzt, denn es hatte den

Uebergang über das Gebirge zu decken, und dadurch einen fast ununterbrochenen Kampf mit den Guerillas zu bestehen, die in dieser Gegend — der Provinz Pampelona — am zahlreichsten, gefährlichsten und wildesten waren. — Am Fuße der Gebirge campirend, waren unsere Truppen beinahe jede Stunde auf einem oder dem andern Punkte den Ueberfällen dieser undisciplinirten, aber von fanatischer Tapferkeit beseelten Banden ausgesetzt, und jeden Morgen ging der Rapport ein, daß eine oder mehrere der Schildwachen auf dem äußersten Vorposten ermordet gefunden worden wären.

„Mein Mann drang daher auch fortwährend in mich, diesen ununterbrochenen Gefahren zu entfliehen und in Madrid die Sicherheit zu suchen, die ich im Lager entbehren mußte. Allein ich konnte mich nicht zu der Trennung von ihm entschließen. Ich stellte ihm vor, daß ich vor Angst vergehen müßte, wenn ich ihn den Gefahren, von denen er mich entfernen wollte, allein beständig ausgesetzt wüßte, und ich doch nur selten Nachricht von ihm erhalten könnte, und meinen Bitten gelang es denn auch endlich, ihm seine Einwilligung meines Bleibens zu entringen. Um jedoch den Gefahren, von denen wir unablässig und auf allen Seiten umringt waren, nicht als schwaches, hilfloses Weib blosgestellt zu sein, legte ich männliche Kleider an, ging fortwährend, eine wahre Amazone, bewaffnet bis an die

Zähne, mit Dolch, Pistolen, einem leichten Säbel und einer ebenfalls leichten, doch vortrefflichen Kugelbüchse, die ich bald als Meisterin zu führen verstand, so daß ich mir den traurigen Ruhm beilegen kann, mehr als einen unserer Feinde niedergeschossen zu haben."

Diese Erinnerung schien die sonst so sanfte, ächt weibliche Frau mit kriegerischem Muthe zu begeistern. Tiefere Röthe färbte ihre Wangen, ihr Auge flammte, ihr Busen hob sich in raschen Athemzügen.

Doch diese Aufregung war nur von kurzer Dauer. — Ein trübes Lächeln umspielte ihre Lippen, und sie sagte:

„Möge Gott mir die Menschenleben, die ich damals auf mein Gewissen lud, nicht zu schwer anrechnen; ich handelte jedoch nicht aus Bosheit, sondern betrachtete das, was ich that, als gerechte und wohlerlaubte Nothwehr gegen den uns überall umlauernden Verrath."

Nach einer kurzen Pause fuhr Madame Cavanis in ihrer Erzählung fort:

„Dieser fortgesetzte kleine Krieg erschöpfte die Kräfte unserer Truppen, die beinahe nie zur Ruhe kamen; allein weit entfernt, daß dadurch auch ihr Muth erschöpft worden wäre, wurden sie vielmehr von Rachgier erfüllt, und nichts wäre ihnen erwünschter gewesen, als irgend einen entscheidenden Streich gegen ihre heimtückischen Feinde ausführen zu können; doch dazu boten

diese keine Gelegenheit, denn glaubte man sie an irgend einem Punkte zahlreicher versammelt und machte einen Angriff auf denselben, so waren sie spurlos wie durch Zauberei verschwunden, und tauchten an einem andern ganz unerwartet wieder auf. Es schien, als sei das ganze Gebirge von zahllosen unterirdischen Gängen durchschnitten, die es ihnen möglich machten, von einem Punkte ungesehen zu dem andern zu gelangen, oder als stände ihnen Faust's Zaubermantel in riesiger Größe zu Gebote, sie unsern Blicken zu entziehen.

„Seit einiger Zeit wendete sich die Wuth unserer Soldaten ganz besonders gegen das nicht weit vom Ausgange des Gebirges gelegene große und reiche Kloster Vera-Cruz.

„Es war nämlich kürzlich mehrmals der Fall vorgekommen, daß man einzelne, selbst zahlreichere Commando's bis in die Nähe dieses Klosters verfolgt hatte, wo sie dann plötzlich und spurlos verschwunden waren.

„Es unterlag daher keinem Zweifel, daß die Mönche dieses Klosters, von deren genauer Verbindung mit den Guerillas man auf unserer Seite ohnehin überzeugt war, bei diesem geheimnißvollen Verschwinden die Hand auf eine verbrecherische Weise im Spiele hatten.

„Bald äußerten sich die Wünsche der Soldaten so laut und ungestüm, daß der commandirende General

sich um so mehr bewogen fand, ihnen Gehör zu schenken, als er selbst einsehen mochte, daß es zur Sicherheit unserer Truppen, namentlich aber schwächerer, das Gebirge durchziehender Commando's erforderlich sei, jenes mehr als verdächtige Kloster unschädlich zu machen.

„Es ward daher der Befehl gegeben, dasselbe plötzlich zu überfallen, die Mönche, wenn sie Widerstand leisten sollten, niederzuhauen, sonst aber gefangen hinwegzuführen und dann ihr Gebäude der Erde gleich zu machen.

„Meinem Gatten wurde an der Spitze zweier Bataillone diese gefährliche Expedition übertragen. Er beschwor mich, von derselben zurückzubleiben, ihn nur diesmal nicht zu begleiten; allein ich war dazu nicht zu bewegen und setzte meinen Willen durch.

„Wir brachen vor Tagesanbruch auf, um den ganzen Tag vor uns zu haben, denn wenn der Marsch auch nicht weit war, so bot er desto mehr Mühseligkeiten, und wir konnten nicht wissen, ob wir nicht vielleicht zeitraubende Einzelgefechte zu bestehen hatten, bevor wir an unser Ziel gelangten.

„Zu unserer Verwunderung fiel jedoch während unseres ganzen Marsches auf uns nicht ein einziger Schuß, obgleich wir auf hervorspringenden Höhen Posten bemerkten, welche uns zeigten, daß wir beobachtet wurden, wie

denn überhaupt nicht ein einzelner Franzose diese Straße ungesehen passiren konnte.

„So gelangten wir unter Beobachtung aller nöthigen und üblichen Vorsichtsmaßregeln bis zu dem Kloster. Hier offenen Widerstand zu finden, hatte mein Mann nicht erwartet. Er war deshalb auch nicht verwundert darüber, daß die Thore des Klosterhofes offen standen. Auch das erregte sein Staunen nicht, daß der Abt ihm, sobald wir in das Innere des Klosterhofes eingerückt waren, entgegen kam und ihm unter zahlreichen Freundschaftsversicherungen den gastlichsten Empfang und die beste Bewirthung verhieß.

„Wir sind Männer des Friedens," sagte der gleißnerische Mönch; „als solche kümmern wir uns nicht um den Krieg, der außerhalb unserer stillen Klostermauern tobt, und sehen in allen Denen, welche in unser heiliges Asyl einkehren, nur unsere Brüder in Christo, die wir in unserer stillen Wohnung willkommen heißen, nach unseren schwachen Kräften gastlich bewirthen und mit unserem Segen entlassen, wenn ihr Wille oder ihre Pflicht sie wieder von uns fortruft.

„Je freundlicher diese Worte waren, um desto unnatürlicher erschienen sie meinem Manne, um desto mehr erweckten sie seinen Argwohn, ermahnten sie ihn zu der äußersten Vorsicht.

„Nachdem er dem Abte kalt für die Versicherung

seiner Gastfreundschaft gedankt und ihm gesagt hatte, daß er später noch mit ihm sprechen würde, gab er die Befehle, eine starke Postenkette rings um das ganze Kloster aufzustellen und die strengste Wachsamkeit zu üben. Ganz besonders aber schärfte er seinen Leuten ein, durchaus nichts zu genießen, was ihm von irgend einem Bewohner des Hauses geboten würde.

„Der Abt mußte französisch verstehen, denn als mein Mann diese Vorsichtsmaßregel befahl, sah ich, zufällig die Blicke auf ihn richtend, wie er die Lippen zusammenbiß und die Stirn runzelte.

„Er that indeß, als hätte er nichts verstanden, trat mit seiner früheren freundlichen Geschmeidigkeit wieder zu meinem Gemahl, und sagte:

„Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, Herr Commandant, daß Alles, was Küche und Keller unsers armen Klosters vermögen, Ihnen sowie Ihrer Mannschaft zu Gebote stehen."

„Ich danke Ihnen im Namen meiner Mannschaft," entgegnete mein Mann, „allein die Erzeugnisse von Küche und Keller sagen in Spanien dem Magen unserer Soldaten nicht zu. Ich muß daher Ihr freundliches Anerbieten ablehnen, denn meine Leute haben den nöthigen Proviant mitgebracht; deshalb erkenne ich indeß Ihre Freundlichkeit nicht minder an, und um Ihnen den Beweis zu liefern, nehme ich für mich und meine

Offiziere, deren Gaumen etwas verwöhnter ist, das Anerbieten an.“

„Ein Strahl der Freude zuckte kaum bemerkbar und mit Gedankenschnelle wieder verschwunden, über das Gesicht des Abtes.

„Mir entging dieser fürchterliche Ausdruck in den Zügen des Mönches indeß nicht, denn seit ich jene erste mir verdächtige Regung beobachtet hatte, ließ ich ihn nicht mehr aus den Augen. Ich wollte daher meinen Mann warnen, doch er selbst hatte wahrscheinlich eben die Bemerkung gemacht, denn er fügte mit dem Tone der Ironie hinzu:

„Ich rechne indeß darauf, Ihrer Gastfreundschaft dadurch den wahren Werth zu verleihen, daß Sie mit Ihren sämmtlichen Mönchen die Genüsse der Tafel und des Weines mit uns theilen.“

„Ich bedauere,“ entgegnete der Abt, „daß die strengen Regeln unsers Klosters —“

„Cavanis ließ ihn nicht ausreden.

„Ich hoffe,“ sagte er lächelnd, „daß Sie aus Gefälligkeit für so liebe, so willkommene Gäste einmal von den strengen Regeln Ihres Klosters abweichen.“

„Der Abt zuckte, wie zur Entschuldigung, die Achseln.

„Und wenn Sie es nicht aus Gastfreundschaft zu

thun geneigt sind," fügte mein Gatte mit strengem Tone hinzu, „so verlange ich es, als Maßregel für unsere Sicherheit!"

„Offenbar widerte ihn das Possenspiel an, das der Mönch mit ihm zu treiben suchte, und er machte ihm durch seine Erklärung ein Ende.

„Dieser Befehl entbindet mich und meine Brüder von unserer Regel." sagte der Abt sich achtungsvoll verneigend, und tiefer als dies nöthig gewesen wäre, — mir schien es, um dadurch seine Züge der Beobachtung zu entziehen; — „wir werden bei der gemeinschaftlichen Tafel erscheinen. — Für jetzt bitte ich mich zurückziehen zu dürfen, um die nöthigen Befehle zu der würdigen Bewirthung so lieber Gäste geben zu können."

„Thun Sie das, Herr Abt," sagte mein Mann spöttisch, „und während Sie Ihre Befehle ertheilen, werde ich die meinigen ebenfalls geben."

„Der Abt ging, und mein Mann besichtigte selbst das ganze Kloster, visitirte alle Posten, und überzeugte sich, daß keine Sicherheitsmaßregel vernachlässigt, und wenigstens ein plötzlicher Ueberfall ohne vorhergehenden Allarm nicht zu fürchten sei.

„Ich ließ ihn alle seine Dienstverrichtungen ungestört besorgen, und theilte ihm erst dann meine Besorgnisse mit, die ich in Bezug auf die Tücke des Mönches hegte.

„Ich gebe Dir vollkommen Recht, mein geliebtes Weib,“ sagte er, „allein ich glaube, daß wir für dies Mal ganz ruhig sein dürfen. Die Mönche werden, auch wenn sie giftmischerische Gedanken hegen sollten, die ich ihnen allerdings selbst zutraue, doch wohl nicht des Teufels sein, und mit uns zugleich auch sich selbst vergiften?“

„Und wenn sie in ihrem Fanatismus dennoch so weit gingen, oder wenn sie vielleicht von einem bereit gehaltenen Gegengifte ihre Rettung erwarteten, während sie das ganze Offiziercorps einem sichern Tode in die Arme lieferten?“ fragte ich voll Besorgniß, den Blick geschärft durch die Angst um das Leben des theuren Gatten.

„Verdammt!“ rief er, „da könntest Du Recht haben. — Allein was ist zu thun? — Nachdem ich die Einladung einmal angenommen habe, würde es als Feigheit erscheinen, wollte ich jetzt zurücktreten. Lieber aber den Tod selbst, als diese Spanier zu dem leisesten Zweifel an unserm Muthe berechtigen. — Es bleibt uns daher nichts mehr zu thun, als die größte Vorsicht zu üben, nach allen Richtungen hin die Augen offen zu haben, — wobei ich auf Deine Mitwirkung besonders rechne, meine Clemence, — und von keinem Gerichte zu genießen, aus keiner Flasche zu trinken, ohne

daß die Mönche uns vorangegangen sind. — Das will ich auch allen meinen Offizieren zur Regel machen."

„Ich sah wohl ein, daß Cavanis Recht hatte; ich ergab mich daher in das Unvermeidliche, jedoch nicht ohne einen schmerzlichen Seufzer, daß mein Mann einem solchen Angstmahle nicht die Theilung der gefahrlosen Commißkost seiner Soldaten vorgezogen, und indem ich mir selbst das Versprechen gab, auf Alles genau Acht zu haben.

„So kam die Zeit zu der Mahlzeit heran. Die Offiziere von der einen Seite, die Mönche von der andern, sammelten sich in dem großen Speisesaale, der für eine noch viel zahlreichere Gesellschaft hinlänglichen Raum geboten hätte.

„Endlich ging man zu Tische, auf das Verlangen meines Mannes Offiziere und Mönche bunt unter einander gemischt, damit Jeder von uns seinen Nachbar um so besser in das Auge fassen, jedes verdächtige Zeichen sogleich erkennen könne.

„Ich verwendete keinen Blick von dem Abte, doch glaubte ich den Laienbrüdern des Klosters, welche die Bedienung bei Tische besorgten, meine besondere Aufmerksamkeit widmen zu müssen, weil ich meinte, daß diese in der Verstellungskunst nicht so geübt sein dürften wie die Mönche, dabei aber zugleich weniger fanatisirt

als diese, und folglich um die Erhaltung ihres Lebens besorgter.

„Der Anfang der Mahlzeit ging ohne irgend etwas Verdächtiges vorüber. Die Mönche aßen und tranken tapfer mit, und nichts erweckte in mir irgend einen Argwohn. Ich ließ mich aber dadurch nicht einschüchtern, um so mehr ich mir sagte, daß es leicht die Absicht des Abtes sein könne, uns erst sicher machen zu wollen, um dann seine verrätherischen Pläne desto besser ausführen zu können, und vielleicht sogar ohne sein eigenes Leben und das der Seinigen zugleich mit zu gefährden.

„Je weiter das Mahl vorrückte, verdoppelte ich daher meine Aufmerksamkeit, zumal ich sah, daß mehrere unserer Offiziere ganz zu vergessen schienen, in welcher Gesellschaft sie sich befanden, und sich den vortrefflichen Wein besser schmecken ließen, als sie es bei einer solchen Gelegenheit eigentlich gesollt hätten.

„Unter den bedienenden Laienbrüdern war mir Einer aufgefallen, der ungemein blaß aussah, und in dessen Zügen ich den Ausdruck einer lebhaften Angst zu lesen glaubte. Ich beobachtete diesen daher mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, und namentlich sah ich ihn jedes Mal scharf forschend an, so oft er eine neue Schüssel hereinbrachte. Da bemerkte ich, wie er ein Gericht kaum in seinen zitternden Händen zu halten

vermochte, mit wankenden Knieen der Tafel zuschritt, dabei die Augen zu Boden schlug, und wie seine frühere Blässe mehrmals mit flüchtig aufsteigender dunkler Röthe wechselte. Das war mehr als nöthig gewesen wäre, meinen Argwohn auf den höchsten Gipfel zu bringen. Kaum berührte daher die Schüssel die Tafel, auf welcher er sie grade vor den Abt hingestellt hatte, und er wollte, wankend wie ein Betrunkener, davon schleichen, als ich rasch aufsprang, ihm ein donnerndes „Halt!“ zurief, mit einem Löffel eine Portion von dem mir verdächtig erscheinenden Gerichte auf einen Teller that, und ihm diesen mit dem kurzen, barschen Befehle hinreichte: „Iß!“

„Er nahm den Teller, aber seine Hände zitterten so heftig, daß er ihn kaum zu halten vermochte; dennoch führte er einen Löffel voll zum Munde, aber noch ehe die Speise seine Lippen berührte, ließ er den Teller fallen, warf den Löffel schaudernd von sich, sank vor mir auf das Knie, erhob flehend die Hände, und stammelte mit bebenden, kreideweißen Lippen:

„Gnade!“

„So war denn mein Verdacht furchtbar bestätigt: Die Mönche hatten in ihrem politischen Fanatismus nicht angestanden, sich selbst mit uns zu opfern, und unser Aller Leben hing nur an Einem Haare.

„Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß

es eines deutlicheren Geständnisses nicht bedurfte, um uns von dem beabsichtigten Verbrechen zu überzeugen, und kaum hatten wir uns von dem ersten Staunen und Schreck, welche diese Entdeckung in uns erweckte, erholt, als auch bei mehreren der Offiziere der erste Gedanke der war, Rache an unseren tückischen Wirthen zu üben; doch schon hatten sich die meisten derselben zu entziehen gewußt, und sich davon geschlichen, wahrscheinlich durch einen geheimen Eingang, den wir später entdeckten.

„Als nämlich jener Laienbruder vor mir niederkniete, durften sie nicht an dem zweifeln, was nun folgen würde, und während unser Aller Blicke auf den Sünder gerichtet waren, der in seiner Todesangst vor mir dalag, während mehrere der Offiziere ihre Plätze verließen, um zu dem Knieenden zu treten und dessen Worte deutlicher zu vernehmen, hatten die meisten Mönche, auf einen solchen Auftritt wahrscheinlich vorbereitet und gefaßt, den Augenblick benutzt, in dem sie sich unbeobachtet sahen, und sich davon gemacht. Nur Zweie oder Dreie, die den geheimen Ausgang nicht so schnell zu erreichen vermocht hatten, wurden auf ihrer Flucht eingeholt, und augenblicklich von unseren wüthenden Offizieren niedergehauen.

„Ein gleiches Schicksal dachten sie auch dem Laienbruder zu, und nur mit Mühe gelang es meinem

Manne durch das Aufgebot seiner ganzen Autorität, denselben vor ihren Streichen zu bewahren. Denn mit Recht hoffte er, aus seinem Munde noch weitere Aufschlüsse zu empfangen. Namentlich konnte er zu Auffindung der verschwundenen Mönche behilflich sein.

„Doch in dieser Beziehung zeigte sich unsere Hoffnung vergeblich. Die Mönche kannten die Wichtigkeit geheimer Ein- und Ausgänge und verborgener Schlupfwinkel zu gut, um sie einem gewöhnlichen Laienbruder Preis zu geben. Deshalb konnte der Mensch uns auch in dieser Beziehung keinen Aufschluß geben, obgleich wir an seinem guten Willen, uns dienstbar zu sein und dadurch sein verwirktes Leben zu retten, durchaus nicht zweifeln durften. Wir waren von seiner Aufrichtigkeit um so mehr überzeugt, da er meinen Mann dringend bat, ihn bei unserem Abzuge mitzunehmen, weil er rettungslos verloren sein würde, wenn er in dem Kloster zurückbliebe.

„Der hochwürdige Herr Abt,“ sagte er zitternd, „würde es mir nimmermehr verzeihen, daß ich durch meine Todesfurcht unwillkürlich zum Verräther seines Anschlages auf Euer Leben wurde, und fände er mich bei seiner Rückkehr noch hier, so würde die nächste Stunde entweder meine letzte sein, oder ich müßte, was noch schlimmer wäre, einem langen Leben der Qualen und Martern entgegensehen.“

„Mein Mann beruhigte den bedauernswerthen Menschen durch die Zusicherung seines Schutzes, überlieferte ihn einem eigenen Commando zu strenger Bewachung, und gab dann Befehl, das ganze Kloster nach den entflohenen Mönchen genau zu durchsuchen, indem er sich selbst zu diesem Zwecke an die Spitze einer Abtheilung setzte.

„Wir trafen dabei auf manche blutige Scene; denn kaum hatte sich die Nachricht des gegen ihre Offiziere versuchten Attentates unter den Soldaten verbreitet, als diese erbarmunglos Alles niedermetzelten, was sie von Spaniern in dem Kloster fanden: Diener, Knechte, Laienbrüder und sogar zwei Mönche in der Krankenabtheilung.

„Vielleicht waren die meisten dieser Menschen, vielleicht sogar alle unschuldig an dem Verbrechen, zu dessen Opfern ihr Vorgesetzter uns ausersehen hatte. Allein sie mußten dennoch für ihn büßen: das war nun einmal der traurige Charakter jenes Krieges, daß er das Mitleid aus der Brust der Menschen verbannte und diese gleich reißenden Thieren gegeneinander wüthen machte.

„Die Nachsuchungen in dem Kloster führten nicht zu der Auffindung der Mönche, wohl aber zu einer andern, kaum minder erfreulichen Entdeckung. In einem geheimen Gewölbe nämlich, dessen verbor=

genen Eingang nur ein glücklicher Zufall entdecken ließ, fanden wir die sämmtlichen Kirchenschätze des Klosters angehäuft, Reichthümer von sehr bedeutendem Werthe, die natürlich zu einer willkommenen Kriegsbeute erklärt wurden, und jedem Theilnehmer des Zuges einen beträchtlichen Beuteantheil verhießen.

„Lauter Jubel verbreitete sich bei dieser Nachricht unter der Mannschaft, und mein Gemahl ließ augenblicklich mit dieser Beute zwei ganze Wagen voll laden, die von den Soldaten mit liebäugelnden Blicken betrachtet wurden.

„Cavanis fand es für diesen Tag zu spät, den empfangenen Auftrag, das Kloster zu zerstören, auszuführen. Er beschloß daher, am nächsten Morgen verschiedene Vorkehrungen zu treffen.

„Als die Nacht anbrach, wurde der große Speisesaal zum Hauptquartier gewählt, weil hier Alle beisammen und dadurch gegen Meuchelmord, der gewiß überall lauerte, am besten gesichert waren.

„Bald lag Alles in tiefem Schlafe; ich vermochte jedoch nicht, gleich den Andern, der ungestörten Ruhe zu genießen. Ich fühlte meine Brust von bangen Gefühlen, von finstern Ahnungen bewegt, und kaum schloß ich die Augen, so stellten sich mir die blutigen Scenen dar, deren Zeugin ich heute gewesen.

„Dann versank ich endlich in Schlummer, obgleich

ich mich noch fortwährend unruhig auf der Matratze umherwarf, die mir an der Seite meines Mannes zur Lagerstätte diente.

„Da wurde ich pözlich durch einen kalten Luftzug geweckt, der mein Gesicht streifte. Verwundert, woher derselbe in dem ganz geschlossenen Saale kommen könne, blickte ich umher; da gewahrte ich bei dem matten Scheine der von der Decke herabhängenden Ampel an der entgegengesetzten Wand einen Mann in der gewöhnlichen Tracht der spanischen Guerillas, der eben im Begriffe stand, eine geheime Thür, durch die er eingetreten war, hinter sich zu schließen.

„Schnell riß ich eine meiner Pistolen aus dem Gürtel, und feuerte sie auf den eingedrungenen Meuchelmörder ab. Ich war so glücklich, ihn auf den Tod zu treffen, denn mit einem Fluche stürzte er zu Boden, und fiel so, daß sein Oberkörper zwischen die halbgeöffnete Thür zu liegen kam, und dadurch verhinderte, diese zu schließen, wozu offenbar von außen mehrere Hände bemüht waren.

„Mein Schuß hatte alle Schläfer auf die Beine gebracht, und im Nu standen sie kampfbereit da, den blanken Säbel in der Faust.

„Es war Zeit dazu, denn kaum bemerkten die, welche, wie ich erwähnte, den geheimen Eingang zu

schließen bemüht gewesen waren, daß sie der Entdeckung nicht zu entgehen vermochten, als sie unter wildem Geschrei, mit geschwungenen Dolchen, in der einen Hand die Pistole, in den Saal stürzten.

„Es entstand nun ein wilder Kampf, um so furchtbarer, da er während der ersten Augenblicke nur von dem spärlichen Lichte der Ampel beschienen wurde. Doch sogleich eilten aus dem Vorgemache die Schildwachen mit brennenden Kerzen herein, und nun ließ sich wenigstens die Gefahr übersehen. Es mochten etwa zwanzig Guerillas sein, die in unsern Schlafsaal eingedrungen waren, und wir sahen uns ihnen an Zahl wenigstens gleich, und waren überdies besser bewaffnet, als sie; dennoch war ihr erster Angriff so überraschend und so wüthend erfolgt, daß bereits mehrere unserer braven Kameraden unter ihren Streichen bluteten, obgleich auch von ihnen einige unter unseren Schüssen zusammensanken.

„Kaum mochte das wilde Gefecht in unserem Schlafsaale einige Minuten gedauert haben, und eben fingen wir auf den lauten Zuruf meines Mannes an, uns zurückzuziehen, um zu unseren Leuten zu gelangen, die auf den verschiedenen Höfen des Klosters lagerten, als auch draußen Schüsse knallten, und uns verriethen, daß wir es mit einem zahlreichen Feinde zu thun hatten, und nicht, wie wir anfangs vermutheten, blos mit

einer geringen Bande Meuchelmörder. In der That überzeugte mich ein flüchtiger Blick durch das Fenster, daß unsere Leute auf allen Seiten angegriffen würden. Die Guerillas schienen aus der Erde zu wachsen, und bald ragten aus allen Fenstern, allen Oeffnungen, Gewehrläufe hervor.

„Dennoch erreichten wir glücklich unsere Mannschaften, wenn auch gedrängt von unseren Feinden, deren Zahl fortwährend wuchs, und es gelang den Anstrengungen meines Mannes und der übrigen Offiziere, Ordnung in den anfangs wilden, regellosen Kampf zu bringen. Bald jedoch überzeugte er sich, daß wir den Schüssen unserer Feinde im Freien blos gestellt, während sie überall hinter den Mauern geschützt standen, bei einem solchen Kampfe zu sehr im Nachtheile wären, und er gab daher Befehl zum Rückzug gegen die Hauptstraße, von welcher das Kloster zwar nur eine Viertelstunde entfernt lag, getrennt jedoch durch ein dichtes und felsiges Gehölz, durch welches unser Weg führte.

„In diesem Augenblicke zeigte es sich, wie wohl Cavanis gethan hatte, mit den Voranstalten zu der Zerstörung des Klosters nicht zu zögern, denn während er den Rückzug antreten ließ, gab er zugleich Befehl, Feuer in die überall angehäuften brennbaren Stoffe zu werfen. Im Nu loderte die Gluth durch alle Theile

des gewaltigen Gebäudes und zwang die Guerillas, den Versteck zu verlassen, aus dem sie uns noch manche mörderische Kugel nachsendeten. Die aber, welche nicht schnell genug die Brandstätte verließen oder derselben zu nahe weilten, hatten es mit ihrem Leben zu büßen, denn bald that das Pulver, das hier und dort in kleinen Fäßchen vertheilt war, von den Flammen erreicht, seine Wirkung, und nach einander flogen einzelne Theile des Gebäudes unter lautem Krachen in die Luft, die Gegend ringeum mit Trümmerstücken übersäend.

„Doch unsere Feinde wurden dadurch nicht von dem Kampfe zurückgeschreckt, vielmehr steigerte der Anblick der Zerstörung des von ihnen hochverehrten Heiligthumes ihre Wuth nur noch mehr, und mit wahnsinniger Erbitterung und gänzlicher Todesverachtung stürmten sie, uns verfolgend, auf uns ein.

„Unter diesen Umständen erreichten wir das erwähnte Gehölz, das uns von der Hauptstraße trennte; da wurden wir aus demselben mit zahlreichen Schüssen begrüßt.

„Mein Mann hatte die Vorsichtsmaßregel nicht versäumt, den Rand desselben mit einer Postenkette umziehen zu lassen; da es sich indeß weit in das Gebirge hinein erstreckte, konnte er es natürlich weder ganz besetzen noch auch vollständig abpatrouilliren lassen. Die Spa-

nier, mit dem Terrain genau bekannt, mußten mit sorgfältiger Vermeidung jedes Geräusches bis dicht in unsere Nähe gekommen sein, ohne daß unsere Schildwachen sie bemerkt hatten, und griffen uns erst jetzt an, wo sie dies mit dem größten Vortheil zu können hofften.

„Unsere Lage war um so kritischer, da die Dunkelheit gepaart mit dem trügerischen Scheine des Klosterbrandes, die Stärke des Feindes zu erkennen hinderte. Indeß mußte er zahlreich sein, das ließ sich aus seinen wüthenden Angriffen schließen, denn unsere Stärke war den Spaniern gewiß genau bekannt, und sie pflegten sich auf einen so hitzigen Kampf gegen größere Abtheilungen wie die unsrige war, nur dann einzulassen, wenn sie die große Mehrzahl auf ihrer Seite hatten.

„Den Weg durch das Gehölz unter diesen Umständen zu forciren, wäre, zumal bei der Dunkelheit der Nacht, Thorheit, Wahnsinn, gewesen, und Cavanis gab daher den Befehl, uns wieder gegen die rauchenden Trümmer des Klosters zu ziehen, das jetzt unseren Feinden keinen gefährlichen Halt mehr bot, und bei welchem wir doch wenigstens den Vortheil hatten, uns im Freien zu befinden, und deshalb vergleichsweise gegen die Gefahr geschützt zu sein.

„Eben sollte dieser Befehl vollzogen werden, als im Innern des Gehölzes erst einzelne Schüsse knallten,

dann rasch hintereinander mehrere Trommeelwirbel ertönten und einzelne französische Commandowörter schallten deutlich bis zu uns herüber."

„En avant!" commandirte Cavanis, und unter den begeisternden Klängen der Marseillaise drangen unsere Leute in bedeutender Ausdehnung, eine dichtgeschlossene Kette bildend, vorwärts, während eine zweite Abtheilung den uns im Rücken befindlichen Guerillas die Spitze bot.

Inzwischen brach auch der Morgen an, die Spanier, welche die Stärke der uns so unerwartet zukommenden Hilfe nicht kannten, sahen ihren Plan, unsere Abtheilung zu vernichten, wahrscheinlich zerstört, und wie dies ihre Art war, verschwanden sie eben so plötzlich, wie sie gekommen.

„Die beiden Abtheilungen unserer Truppen vereinigten sich, und mit warmem Danke schloß mein Gatte den Retter an die Brust, in welchem er mit wahrer Freude einen alten werthen Freund erkannte — den damaligen Major, jetzigen General von Saint-Florent, welcher der Armee ein Commando Reconvalescenten und Ersatzmannschaften zuführte."

Madame Cavanis unterbrach hier für einige Augenblicke ihre Erzählung.

„Auf diese Weise," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „machte ich die Bekanntschaft des Herrn

von Saint-Florent, in dessen Gesellschaft ich mich dann während jener denkwürdigen Zeit oft befand, da er mit meinem Manne bei derselben Halbbrigade stand."

„Oh," rief der Einnehmer freudig aus, „nun Sie uns erzählt haben, daß nicht nur der Oberst ein Kriegsgenosse des Generals von Saint-Florent war, sondern daß auch Sie selbst diese Ehre für sich in Anspruch nehmen dürfen, zweifle ich nicht mehr an dessen kräftigster Verwendung für unsern Edmund, und ich sehe ihn noch einmal so getrosten Muthes nach Paris ziehen."

„Und war das Abenteuer jenes Klosterzuges damit beendigt?" fragte Edmund. „Wissen Sie nicht, was aus dem Abte und seinen Mönchen wurde? — Kam der Laienbruder mit dem Leben davon? Wurde er später von der Rache seiner Landsleute ereilt?"

„Darüber vermag ich Dir nichts zu sagen, mein Sohn," antwortete Madame Cavanis; „er wurde, sobald wir unser Lager erreicht hatten, auf seine Bitten entlassen, und zwar von unserem General reich beschenkt, denn er durfte in der That als unser Aller Lebensretter betrachtet werden. — Die Abenteuer jenes Zuges waren indeß mit dem nächtlichen Kampfe und der Einäscherung des Klosters allerdings noch nicht beendigt, und es bliebe mir davon viel, und sogar der finsterste Theil zu erzählen."

„Ach, erzählen Sie, liebe Mutter; erzählen Sie!“ bat Edmund.

„Ja, erzählen Sie, werthe Freundin,“ stimmte auch der Einnehmer bei.

„Nun, so muß ich denn wohl,“ sagte Madame Cavanis lächelnd, „obgleich ich gestehe, daß ich jener Zeiten nicht gern gedenke, weil ich mich der Amazonenrolle, die ich damals spielte, beinahe schäme.“

Und sie begann die Fortsetzung ihres kriegerischen Abenteuers.

2.

Kloster-Gräuel.

„Als die beiden Abtheilungen nach ihrer Vereinigung eine kurze Rast gehalten hatten, wollten sie mit einander nach dem Lager aufbrechen, da ließ der Laienbruder, welcher glücklich durchgekommen war, meinen Mann um ein kurzes Gehör bitten.

„Cavanis ging sogleich zu ihm, und fragte, was er mitzutheilen hätte.

„Herr General," sagte er, meinen Gatten in seiner Ehrfurcht zu einem Range avancirend, den er leider nie erreichen sollte, „wie es mir scheint, wollen Sie nicht mehr zu dem Kloster zurückkehren."

„Allerdings nicht!" entgegnete Cavanis. „Was sollte ich dort? Mein Auftrag ist vollbracht, und es bleibt mir bei dem Kloster, oder vielmehr bei den Ruinen desselben, nichts mehr zu thun."

„Und dennoch möchte ich Sie sogar in Ihrem eigenen Interesse, das heißt, in dem einiger Ihrer Landsleute dringend bitten, Ihren Entschluß aufzugeben, und nochmals zu dem Kloster zurückzukehren.“

„Was willst Du damit sagen? Sprich!“ entgegnete Cavanis. „Wie soll ich mir das Räthsel Deiner Worte deuten?“

„Mein Leben ist doch einmal verwirkt, wenn ich mich der Rache des Abtes nicht zu entziehen vermag,“ sagte der Laienbrnder; „also will ich wenigstens noch etwas Gutes zu wirken suchen.“

„So sprich endlich,“ gebot mein Mann endlich. „Wir können hier nicht Deiner Bedenklichkeit wegen eine vielleicht kostbare Zeit verlieren. Sprich also entweder, wenn Du wirklich etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hast, oder schweige ganz.“

„Sie wissen doch,“ sagte der Mensch, „daß ich gegen Sie der unterirdischen Gewölbe des Klosters erwähnte?“

„Nun, und was soll's damit?“ rief mein Mann; „was gehen mich die an?“

„Vielleicht nichts, vielleicht sehr viel!“ entgegnete der Laienbruder.

„Wirst Du endlich sprechen?“ fragte Cavanis drohend.

„Ich kann es zwar nicht bestimmt behaupten,“

sagte er nun endlich ohne weiteres Zögern, „allein ich hatte guten Grund, zu vermuthen, daß in diesen unterirdischen Gefängnissen in diesem Augenblicke mehrere Unglückliche schmachteten, die einem gräßlichen Hungertode verfallen müssen, wenn Sie es nicht versuchen, sie zu retten.“

„Mönche wahrscheinlich, die dort ihre Vergehen gegen die Klosterregeln büßen?“ fragte Cavanis, noch ziemlich gleichgiltig.

„Vielleicht auch,“ sagte der Laienbruder, „doch eher glaube ich, daß einige Franzosen dort eingesperrt sind.“

„Franzosen?“ rief mein Mann entsetzt. „Wie kommst Du auf den Gedanken?“

„Das will ich Ihnen sagen. — Sehen Sie, wenn einzelne Ihrer Landsleute, wie dies wohl zu geschehen pflegte, in unserem Kloster einkehrten, so verließen sie dasselbe nie wieder. Meistens tranken sie den Tod aus dem Becher süßen Weines, der ihnen zur guten Nacht mit einem „Gesegne's Gott!“ gereicht wurde, und verschmähten sie den, dann traf sie im Schlafe der nie fehlende Dolch. Ein Stoß, mit sicherer Hand geführt, genügte, den irdischen Schlaf in einen ewigen zu verwandeln.“

„Weiter! Weiter!“ drängte mein Mann den Erzähler.

„Wie ich sagte, verließ von all' den einzelnen Besuchern, und wären es ihrer auch sechse, achte und mehr auf einmal gewesen, Keiner das Kloster, allein ich habe Grund, zu vermuthen, daß nicht Alle getödtet wurden, und daß man namentlich die, welche einen höhern Rang in der Armee bekleideten, zu langsamen Todesqualen in den Gewölben aufsparte."

„Woher vermuthest Du das?" fragte Cavanis, im höchsten Grade gespannt; zugleich aber gab er seinem Adjutanten Befehl, die Truppen sich zum Aufbruch nach dem Kloster bereit halten zu lassen.

„Ich schließe es daraus," beantwortete der Laienbruder die Frage, „daß täglich einige Brote und einige Krüge Wasser zu einer bestimmten Stunde bereit gehalten werden mußten, deren Bestimmung uns Laienbrüdern nicht mitgetheilt wurde, da wir die unterirdischen Gewölbe nie betreten durften, ja sogar nicht einmal die Wege kennen sollten, die dahin führten. — Wir waren indeß nicht im Zweifel darüber, wohin diese Brote und diese Wasserkrüge wanderten."

„Doch worauf stützest Du Deinen Verdacht, daß eben Franzosen es sind, die in jenen Kerkern schmachten?" fragte Cavanis.

„Es ist eigentlich mehr als Verdacht," entgegnete der Spanier, „denn noch vor wenig Tagen hörte ich wie einer unserer Patres den andern fragte: „Nun,

was macht der tolle Sacredieu?“ — „Der hat ein Leben wie eine Katze!“ entgegnete der Andere. „Ich begreife nicht, daß er es so lange aushalten kann!“

„Marsch!“ kommandirte Cavanis, ohne weiter eine Frage zu thun, und im Sturmschritt ging es den Ruinen des Klosters zu.

„Nach den Angaben des Laienbruders, der den Eingang zu den Gewölben sehr gut kannte, obgleich diese Kenntniß ihm eigentlich verboten war, wurde an einer Stelle der Schutt weggeräumt, und bald zeigte sich eine liegende Eisenthür, die durch das Gewicht der darauf niedergestürzten Steine eingedrückt worden war, so daß sich der obere Theil der Treppe, zu der sie führte, mit Schutt und einzelnen Steinen bedeckt zeigte. Als diese hinweggeschafft waren, und sich kein Hinderniß weiter bot, in die unheimlichen Räume einzudringen, schritt Cavanis, den blanken Säbel in der Hand, voran. Einige Altarkerzen, welche die Soldaten mit auf den einen Beutewagen geworfen hatten, dienten als Fackeln.

„Wir mußten eine bedeutende Tiefe hinabsteigen. Endlich erreichten wir die letzte Stufe und betraten nun einen engen, gewundenen Gang, von dessen schwarzen Wänden die Feuchtigkeit herabträufelte, und zu

dessen beiden Seiten sich eine Reihe niedriger, eisenbeschlagener Thüren zeigte.

„Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich uns bot, wie wir diese abscheulichen Kerker nach und nach sprengten, was uns bei der Festigkeit der Thüren, und da wir der Schlüssel entbehrten, nicht ohne Mühe und Anstrengung gelang, und noch jetzt schaudere ich, wenn ich an die Gräuel denke, die sich uns hier offenbarten

„Unsre Anstrengung wurde indeß reichlich belohnt, und mein Mann wünschte sich von Herzen dazu Glück, dem Rathe des Laienbruders gefolgt zu sein, denn in der That entrissen wir eine Menge Unglücklicher dem sichern und qualvollen Hungertode, dem sie ohne unsere Hilfe unrettbar verfallen sein würden.

„In dem ersten Kerker, den wir sprengten, fanden wir eine weibliche Gefangene. So sehr der Hunger und die ungesunde Luft sie auch abgemagert und entstellt hatten, konnte man doch noch erkennen, daß sie jung war und in dem Zustande der Gesundheit und Lebensfrische von blendender Schönheit sein mußte. — Sie sagte uns, sie sei aus einer der zunächst liegenden Ortschaften, die Tochter eines Gastwirthes, und schmachte nun schon — wahrscheinlich zu einem ewigen Kerker verurtheilt, — siebzehn Monate in diesem Gewölbe, aus Strafe dafür, daß sie einem französischen

Soldaten, der bei ihrem Vater eingekehrt war, und mit dem sie, seiner Jugend und Schönheit wegen, Mitleid empfunden, durch ihre Warnung das Leben rettete. — Was indeß kaum glaublich erscheinen dürfte, ist, daß sie uns die Versicherung gab, ihr eigener Vater habe sie dem Abte überliefert, weil dieser, von ihrem Vergehen unterrichtet, ihre Bestrafung verlangte. — Bis zu einem solchen Grade hatten die Mönche in Spanien den Fanatismus des Landvolkes zu steigern gewußt.

„In dem zweiten Kerker fanden wir einen Greis mit schneeweißem Haar. Die Fetzen, die seinen, einem Gerippe gleichenden Körper bedeckten, ließen in ihm einen Mönch vermuthen. Wirklich gab er sich als einen solchen zu erkennen, indem er hinzufügte, daß er bereits seit zwölf Jahren hier eingesperrt sei, und zwar, weil er den Abt von der Begehung eines Verbrechens abzuhalten versucht und sich dabei unehrerbietiger Ausdrücke bedient hatte.

„Der reichste Lohn wurde uns indeß bei der Oeffnung der dritten Zelle. Gleich als die ersten Schläge gegen die Thür erdröhnten, tönten aus dem Innern kräftige Flüche in französischer Sprache, und unser Herz bebte vor freudiger Ungeduld, die Thür vollends gesprengt zu sehen. Wir warteten indeß nicht so lange, um unserm unglücklichen Landsmanne seine

Rettung zu verkünden, sondern riefen ihm durch die kleine vergitterte Oeffnung in dem obern Theile der Thür die Kunde seiner Erlösung zu.

„Vive l'Empereur!“ antwortete er uns. Dann aber schwieg er. Als wir zwei Minuten später zu ihm eindrangen, fanden wir, daß die unerwartete Freude, die Nachricht seiner Rettung, die er nur durch ein Wunder erwarten durfte, ihn der Besinnung beraubt hatte. Er lag in tiefer Ohnmacht, und erwachte erst nach einigen Minuten zu einem neuen Leben.

„An den Lumpen, die seinen Körper bedeckten, hatten wir einen französischen Soldaten erkannt, und in reger Theilnahme umstanden wir ihn, seine Rückkehr zum Bewußtsein erwartend. Endlich schlug er die Augen auf, blickte verwundert umher, und schien sich zu besinnen, was mit ihm vorgegangen sei. Da hafteten seine Augen auf meinem Gatten, der, von dem Fackellichte beschienen, zunächst bei ihm stand; er reichte ihm die Hand und sagte mit matter Stimme: „Major Cavanis, wie soll ich Ihnen danken?“

„Sie kennen mich, Kamerad?“ fragte mein Mann verwundert, indem er zugleich in dem abgemagerten, verzerrten, mit einem struppigen Barte bedeckten Gesichte des Unglücklichen forschend nach bekannten Zügen suchte, ohne diese jedoch entdecken zu können.

„Das wundert Sie, daß Hauptmann Lecain seinen Major kennt?“ fragte der Gerettette mit trübem Lächeln.

„Sie wären Lecain?“ rief Cavanis staunend, und gleiche Verwunderung sprach sich auf den Gesichtern aller Anwesenden aus, denn Hauptmann Lecain war einer von den tapfersten Offizieren bei dem Bataillone meines Gatten, und wegen seiner Biederkeit und Ehrenhaftigkeit allgemein beliebt, von den Leuten seiner Compagnie aber angebetet. — Wir hatten ihn bei dem Einmarsche in Spanien schwer verwundet zurückgelassen, und seitdem nichts wieder von ihm gehört, so daß wir glaubten, er läge noch in dem Lazareth.

„Ja, ich glaube es, daß ich unkenntlich bin,“ sagte Lecain, indem er sich mit Hilfe der zunächst Stehenden emporrichtete; „die Hunde von Mönchen haben mich arg zugerichtet, und ich wundere mich selbst darüber, daß ich die täglichen Martern so lange aushalten konnte; — aber Gott hat nicht gewollt, daß ein braver Soldat so wie ein Hund unter grausamen Peitschenhieben sterben sollte!“

„Peitschenhiebe?“ rief mein Mann empört.

„Ja, sacredieu!“ fluchte Lecain nach seiner nicht

sehr löblichen Weise, „die Elenden zerfleischten meinen Körper täglich mit Peitschenhieben.“

„Wir durften nach dieser Mittheilung kaum daran zweifeln, daß unser tapferer Lecain eben jener sacredieu gewesen sei, dessen der Laienbruder den einen Mönch gegen den andern hatte erwähnen hören.

„Während wir um Lecain beschäftigt waren, hatte das Rettungswerk seinen Fortgang gehabt, doch mag ich hier nicht alle die Scenen wiederholen, die sich bei der Oeffnung der verschiedenen Zellen boten. Genug, es wurden im Ganzen zehn Personen diesen unterirdischen Kerkern entrissen, und darunter waren außer Lecain noch fünf Franzosen, drei Offiziere und zwei Cabinets-couriere. Alle befanden sich in gleich elender Lage, und die Meisten wurden ohnmächtig, als sie an die freie Luft kamen. Wir brachten sie auf den Wagen unter, so gut es gehen wollte, denn Keiner wäre fähig gewesen, den Marsch bis nach unserm Lager auszuhalten, mit der alleinigen Ausnahme des einen Couriers, der erst vor einigen Tagen von einer Guerilla-Partei aufgegriffen und nach der Niedermetzelung seiner ganzen Eskorte in das Kloster abgeliefert worden war. —

„Ohne weiter angegriffen zu werden, erreichten wir das Lager, wo meinem Manne von Seiten des Generals das größte Lob wurde, und wo sich

Alles herzudrängte, die so wunderbar geretteten Kameraden, besonders aber den Hauptmann Lecain, mit Jubel zu begrüßen, und mit wahrer Herzlichkeit zu beglückwünschen."

„Ja, es war wirklich ein furchtbarer, entsetzlicher Krieg!" nahm der Einnehmer das Wort, als Madame Cavanis ihre Erzählung beendigt hatte.

„Können Sie uns nicht noch etwas aus jener Zeit erzählen, liebe Mutter?" bat Edmund. „Sie glauben nicht, wie mich Ihre ergreifende Schilderung interessirt hat! — Ich möchte Ihnen den ganzen Abend zuhören."

„Erfüllen Sie die Bitte des guten Jungen," stimmte der Einnehmer bei, und als er sah, daß Madame Cavanis zögerte, fügte er hinzu: „Bedenken Sie, daß er nur noch wenige Tage bei uns verweilen wird, und daß Sie ihm daher nicht viele Wünsche mehr gewähren können. — Auch will ich nur gestehen, daß ich selbst Ihnen mit wahrem Vergnügen zuhöre, so gut, so lebendig und frisch erzählen Sie. Es ist, als sähe und hörte man Alles selbst mit an."

„Nun, es sei," sagte Madame Cavanis lächelnd; „ich will noch eine Geschichte, die mir eben einfällt, zum Besten geben; aber dann müßt ihr

mich auch nicht weittr quälen. Das versprecht mir, oder ich fange gar nicht an."

Der Einnehmer und Edmund gaben das verlangte Versprechen, und Madame Cavanis begann ihre zweite Schilderung aus ihrem Kriegsleben.

3.

Die Geisterprozession.

„Es war im Jahr 1808. Der Kaiser befand sich zu jener Zeit in Erfurt, als er die bekannten Ereignisse in Madrid und die verhängnißvolle Capitulation von Baylen erfuhr.

„Er verließ Erfurt. Binnen sechsundzwanzig Tagen war er in Burgos, hatte er die Schlacht von Espinosa gewonnen.

„Auf diese Weise verkündete er seine Ankunft auf der Halbinsel.

„Zwei Tage nach dieser berühmten Schlacht empfing unser Regiment mit noch einem andern und den polnischen Lanciers den Befehl, während der Nacht so nahe als möglich gegen die Höhe von Somo-Sierra vorzurücken, auf welcher die spanische Armee mit ihrer Artillerie concentrirt stand.

„Bei der Annäherung unserer Bataillone war Alles entflohen; die Dörfer, die Flecken, und sogar die Städte standen verödet und menschenleer. Unsere Soldaten, welche an eine solche Uebereinstimmung des Patriotismus, von dem Moskau später ein noch verhängnißvolleres Beispiel geben sollte, nicht glauben konnten, rückten deshalb nur mit der größten Vorsicht vorwärts, nachdem sie Alles genau und sorgsam durchsucht hatten, um sich zu überzeugen, daß sie in ihrem Rücken keinen Hinterhalt ließen.

„Binnen weniger als einer Stunde verwandelten dann aber die schweigenden, ausgestorbenen Städte ihr ganzes Aussehen. Der französische Geist ergoß sich durch die verödeten Straßen, sie wiederbevölkernd. Jeder Palast, jedes Kloster, jedes Haus, hatte neue Einwohner gefunden; selbst die Kirchen erwachten wieder aus ihrer langen Ruhe. Die Soldaten ließen, sich an die Seile der Glocken hängend, diese in mächtigen Schwingungen ertönen, während die Musiker sich der Orgeln bemächtigten, und ihnen ächt französische Melodieen entlockten, deren Mehrzahl wohl etwas zu profan für den Ort sein mochte, den sie mit ihren Klängen erfüllten.

„Andere versammelten sich auf den öffentlichen Plätzen oder durchzogen die Straßen, unbarmherzig

die Mandolinen und Guitarren mißhandelnd, die sie in den verlassenen Häusern gefunden hatten.

„Am Abend schien die Stadt nicht nur von den Todten auferstanden zu sein, sondern man hätte sich auch in die heitersten Tage des Carnevals versetzt glauben können. Doch in Spanien waren die Feste nicht von langer Dauer, denn während der Nacht trafen Couriere ein. Dies fand auch in Beziehung auf unsere beiden Regimenter Statt, und wir wurden beordert, uns in Pistolenschußweite von den spanischen Vorposten aufzustellen.

„Unser Regiment setzte sich um acht Uhr Abends in Marsch. Uns voran zogen gegen zwei Schwadronen polnische Uhlanen und das 9. leichte Infanterie-Regiment folgte uns.

„Um elf Uhr faßten wir, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, Posto auf einem von den Abhängen der Sierra, beleuchtet von dem Scheine der Wachtfeuer, die auf dem Gipfel der Höhe brannten, und dem feindlichen Biwacht so nahe, daß wir deutlich den Tritt der spanischen Schildwachen und die zwischen ihnen gewechselten Rufe der Sicherheit und der Wachsamkeit hören konnten.

„Die Nacht war finster und regnerisch und begünstigte die Pläne des Kaisers, der seinerseits mit dem Herzoge von Belluno gegen diese Position vorrückte,

die mit Anbruch des Tages durch eine der glänzendsten Waffenthaten genommen werden sollte, deren unsere Kriegsgeschichte Erwähnung thut.

„Kaum seit einer Stunde lagen unsere Soldaten, in ihre Mäntel gehüllt, auf dem feuchten Boden, und eben fingen sie an, sich mit ächt französischer Sorglosigkeit dem Schlafe zu überlassen, als lägen sie in einer von den Pariser Kasernen, da wurden sie plötzlich durch den Allarmruf der Schildwachen aufgeschreckt. Im Nu griff Alles zu den Waffen; die Gewehrpyramiden verschwanden, die Commandowörter ertönten mit leiser Stimme, Kompagnieen und Bataillone stellten sich in Reih und Glied auf.

„Die Vorposten zogen sich auf das Gros des Regiments zurück, selbst noch ehe man sich Rechenschaft von der Ursache dieses panischen Schreckens gegeben hatte.

„Bald jedoch sah man in der Richtung von Becequilla eine Art von Prozession nahen, die langsam, mit feierlichen Schritten herankam, in zwei Reihen geordnet und mit leiser Stimme Sterbegesänge und Todtenhymnen singend.

„Bei dem Scheine der Fackeln, welche diese Gestalten trugen, konnte man sehen, daß sie in die weißen Gewänder der Büßenden gekleidet waren, welche, wie Euch bekannt sein wird, den Kopf und das Gesicht

mit einer Kapuze verhüllen, in die für Augen, Nase und Mund Oeffnungen geschnitten sind.

„Ein Beben des Schreckens durchlief die Reihen unserer Soldaten, wie die Wirkung eines electrischen Fluidums, und eben die Männer, die an den gewaltigen Schlachten von Eylau und Friedland Theil genommen hatten, von denen Viele während achtzehn blutiger Kriegsjahre hundert Mal dem Tode unter den furchtbarsten Gestalten in das Auge sahen, ohne zu erbleichen, ohne zu wanken, eben diese Männer zitterten jetzt, einer unbekannten Gefahr gegenüber, unwillkürlich.

„Als sie den Fuß auf den Boden Spaniens mit seinen alten, mystischen Traditionen, mit seiner blutigen und furchtbaren Rache setzten, hatten Viele von ihnen die abergläubischen Schrecken neu erwachen gefühlt, mit denen man noch vor kurzer Zeit die Wiege der Kinder zu umgeben pflegte, und deren Quelle noch jetzt durch die zunehmende Civilisation auf dem flachen Lande nicht ganz ausgetrocknet ist.

„Sie erinnerten sich auch der Worte, die der Kaiser bei dem Beginn dieses neuen Krieges in dem Augenblicke an sie richtete, als seine Armee in zwei Theile gespalten werden sollte: der eine, unter der Sonne des Südens zu verbrennen, der andere, in dem Schnee des Nordens zu erstarren.

„Sehet Euch vor,“ hatte er gesagt. „Der Spanier ist der Antipode des Deutschen. Nichts ist dem ehrlichen, sanften, guten, gastfreundlichen Deutschen entgegengesetzter, als der Spanier mit seinem eingefleischten Hasse, blind seinen alten Traditionen anhängend, der Römer und Mauren Mann für Mann überwand, der ohne Unterlaß kämpft, und fällt wie er tödtet: schweigend!“

„Indeß kam die Prozession mit langsamen, feierlichen Schritten immer näher, und ihre finstern Gesänge verloren sich in dem Echo von den Schluchten der Sierra.

„Jeder Soldat stand regungslos und stumm in seinem Gliede, als wären seine Füße in den Boden gewurzelt. Selbst die Führer schienen verwirrt und erschrocken zu sein, so eigenthümlich, unerwartet und unerhört war diese Erscheinung.

„Wo kamen diese Phantome her? was wollten sie? War es eine finstre Bußfahrt, die sie so zu Ehren derer unternahmen, welche bei Espinosa für Spanien gefallen waren? Oder sangen sie ein Sterbelied für das unglückliche Vaterland des Cid, welches der Pfeil des Kaiserreiches tödlich in das Herz getroffen hatte? Oder endlich, war es vielleicht ein Hinterhalt, dem sie den Franzosen legten? Mit Einem Worte, verbargen diese Büßenden unter ihren Kutten den scharfen

Dolch des Mörders oder nur den Rosenkranz des Betenden?

„Dies waren die Fragen, welche die französischen Krieger untereinander an sich richteten, und auf die Keiner zu antworten wußte, denn das Dorf, von welchem die geisterhafte Prozession herzukommen schien, war auf das Genaueste durchsucht worden.

„Inzwischen kam der unheimliche Zug immer näher, und unsere Lage ward immer kritischer.

„Es waren nicht diese sonderbaren Feinde, mochten es nun Mönche oder Soldaten sein, die unsere Truppen mit den Waffen in der Hand fürchteten; wohl aber schwebten die Commandanten in der Besorgniß, daß durch die Schüsse und das Geschrei des Kampfes die Pläne des Kaisers zerstört werden möchten. Dann war auch das Hauptquartier nur wenige Stunden weit entfernt; sie fürchteten daher, daß ein nächtlicher Angriff die verderblichsten Folgen haben könnte, und unser braves Regimint sollte unter den Erinnerungen seiner Waffenthaten nicht die an einen erlittenen Ueberfall oder an einen schlecht vollzogenen wichtigen Auftrag einzureihen haben.

„Es wurde daher beschlossen, bei der ersten feindlichen Bewegung mit der blanken Waffe über diese geheimnißvollen Büßer herzufallen, Alle bis auf den Letz-

ten zu tödten, und sich dann gegen Becequilla zurückzuziehen, wo die polnischen Schwadronen standen.

In diesem Augenblicke hatte die Spitze der Prozession unsere Vorposten erreicht; die erste Strophe des „de profundis“ antwortete auf das „Wer da?“ unserer Schildwachen; diese fällten das Bajonnet, und das ganze Regiment rückte im Sturmschritt vor, als ein unbändiges Gelächter in den Reihen der Büßenden ertönte. Ein Offizier sprang vorwärts, und warf die Kapuze des Vordersten zurück. Sogleich stimmte auch er in das Gelächter ein und bald folgte das ganze Regiment seinem Beispiele.

„Diese Mönche waren polnische Lanciers!

„Nicht weit von unserm Posten bei einem verlassenen Kloster gelagert, hatten sie bei der Durchsuchung desselben die Kutten gefunden und nach reichlichem Zuspruch in den Kellern der ehrwürdigen Väter, waren sie auf den Gedanken gefallen, den übrigen Theil dieser Bivouacs-Nacht lustig auszufüllen, und auf Kosten ihrer guten Freunde von der Infanterie diese Maskerade zu veranstalten. Zum Ersatz für die Angst, die sie uns in der That bereitet hatten, brachten sie indeß unter ihren Kutten so viel Flaschen der besten spanischen Weine mit, als sie nur zu tragen vermochten, und der Rest der Nacht verging so heiter,

als die Umstände und die Nachbarschaft der Spanier es gestatteten."

Als Madame Cavanis auf diese Weise ihrem Versprechen nachgekommen war, dankten ihre beiden Zuhörer ihr aufrichtig, und dann verfügten sie sich Alle zur Ruhe.

4.

Die Empfehlungsbriefe.

Nachdem Madame Cavanis durch die Mittheilung der erzählten Episode aus ihrem früheren Leben sich selbst die Erinnerung an den General von Saint-Florent wieder lebhaft zurückgerufen hatte, zweifelte sie nicht mehr daran, daß derselbe, der alten Zeiten ebenfalls eingedenk, mit Freuden bereit sein würde, dem Sohne seines alten Waffengefährten die Bahn des Lebens ebnen zu helfen, und sie fügte sich nun mit weniger Sträuben in die Trennung von ihrem geliebten Edmund, der ohne Zögern nach Paris aufbrechen sollte, begleitet von einem dringenden Empfehlungsschreiben an den General von Saint-Florent.

Der Einnehmer übernahm es, dies Schreiben aufzusetzen, da Madame Cavanis sich nie viel mit

Briefschreiberei befaßt hatte, seit mehreren Jahren aber vollends ganz aus der Uebung war, und sich deshalb nicht getraute, eines zu Stande zu bringen, wie es sich für diese wichtige Gelegenheit und den jetzigen Rang des Generals von Saint-Florent paßte und geziemte. Als ihr würdiger alter Freund ihr indeß den Brief brachte, und ihr denselben mit großer Wohlgefälligkeit vorlas, als wäre er ein Meisterstück der Schriftstellerei, da fand sie ihn, ohne auf die strengen Regeln der Höflichkeit und Etikette Rücksicht zu nehmen, mit dem richtigen Takte des weiblichen Gefühles viel zu kalt, zu steif, zu förmlich. Sie sagte sich, daß man so nicht an einen lieben alten Bekannten und Freund schreiben dürfe, mit dem man jahrelang in dem vertrautesten Umgange lebte, sondern daß das der abgemessene Ton sei, den man gegen einen bloßen Gönner anstimmen muß. Sie gedachte indeß, sich nicht sowohl an diesen zu wenden, als an den Freund; der Brief mußte also einen mehr freundschaftlichen Styl haben, und wie er eine aus dem Herzen kommende Bitte aussprach, auch zum Herzen zu dringen suchen.

Sie sagte das dem Einnehmer offen, doch dieser hätte ihren Tadel beinahe übel genommen, so viel that er sich auf sein Elaborat zu Gute. Er behauptete, sein Brief sei ganz gut; ja, er könne gar nicht anders sein, und gab sehr deutlich zu verstehen, das müsse er,

der doch so viele Briefe zu schreiben hätte, besser wissen.

Als Madame Cavanis sah, daß er hartnäckig auf seiner Meinung beharrte, gab sie nach, doch, nachdem sich der Einnehmer entfernt hatte, und nun auch Edmund, der bisher aus Achtung gegen seinen väterlichen Freund geschwiegen, der Meinung seiner Mutter unbedingt beistimmte, setzte sie selbst einen andern Brief auf, der zwar hier und dort vielleicht gegen die strengen Regeln des Briefstyles, wohl sogar gegen die Logik verstieß, dafür aber mit wahrem Gefühl geschrieben, und deshalb wohl geeignet war, auch bei dem Empfänger das alte Gefühl der Freundschaft, das lange geschlummert haben mochte, aber gewiß nicht ganz entschlafen war, zu wecken.

Nachdem Edmund den Brief seiner Mutter gelesen hatte, hielt er sich davon des günstigsten Erfolges versichert.

Seit seine Abreise festgestellt war, hatte Edmund ein förmliches Fieber der Ungeduld; endlich erschien der wichtige Tag. Wir unterfangen uns nicht, den Schmerz dieser Trennung zu schildern. Edmund wünschte nicht begleitet zu sein, weil er seinen Muth sinken fühlte; auch verschmähte er die öffentlichen Wagen, weil er seine tiefe Niedergeschlagenheit nicht gern der allgemeinen Neugierde preisgeben mochte. Der junge Cavanis

erwartete von den Mühen einer Fußreise einen wohlthätigen Einfluß. Er reis'te also allein ab, mit dem Empfehlungsbriefe und dreihundert Franken in der Tasche, dem einzigen Gelde, was seine Mutter und der Einnehmer ihm hatten geben können.

Nachdem Edmund den Widerstand des treuen Mylord besiegt, eilte er mit schnellen Schritten seinem Ziele, Paris, zu. Ganz wie er gehofft hatte, trugen die Anstrengungen der Reise dazu bei, seinen Körper abzumatten und seinen Geist frisch zu beleben. Als die Dämmerung den dunkeln Fittichen der Nacht wich, trat er in das bescheidene Wirthshaus eines Dörfchens, und verlangte ein Bett.

Man fragte ihn, der Sitte gemäß, ob er zu Abend zu essen wünsche; noch zu traurig, um nur daran denken zu können, entgegnete er nein.

Jeder Fußreisende, der nicht zum ersten Male in ein Gasthaus kommt, weiß, welche schlechte Aufnahme ein Wanderer gewöhnlich findet, der nur ein Bett, ohne weitern Verdienst im Hintergrunde für den Wirth, verlangt. So wurde unser junger Freund mit großer Nichtachtung empfangen und bedient. Er schlief zum ersten Male nicht in seiner Mutter Hause. Obgleich er seine Streifereien, durch eine herrliche Nacht gefesselt, oft bis zum Beginn des Morgens ausgedehnt, hatte dennoch nie ein anderes Bett seine

erschöpften Glieder aufgenommen, als das seine, hatte er nie in einem anderen Gemache sich so friedlich dem Schlummer überlassen, als in dem von seiner Mutter so sorglich geschmückten, trauten Zimmerchen. Wie weh that ihm nun der frostige Empfang des Wirthes, wie schmerzlich vermißte er die zarte Liebe der treuen Mutter. Kaum war die Sonne einmal untergegangen, seit er seine Wohnung verlassen hatte, und schon empfand er die ganze Unbehaglichkeit des Alleinstehens. Für ihn begann das wirkliche Leben in diesem Augenblicke. Er empfand den ersten Schauer der unbarmherzigen Kämpfe für das eigne Wohl, des erbitterten Ringens, des Gemisches von Wünschen und Nothwendigkeiten, deren Schauplatz die Welt ist. Und er waffnete sich mit Muth, nicht sowohl um diese erste schwache Probe gut zu bestehen, als der unbestimmten Gefahren wegen, die er in dunkler Form vor sich sah.

Nichtsdestoweniger streckte sich unser junger Freund auf das Bett von kaum trocknem Laube. In jeder andern Lage würde er sich höchst unbehaglich auf diesem harten, scharf riechenden Lager gefühlt haben, — jetzt aber war er traurig, sein Körper verlangte nach Ruhe, das glückliche Privilegium der Jugend kam zu Hilfe, er schlief ein.

Schon mit der Morgendämmerung erwachte er, nahm seinen Stock und schüttelte den Staub von seinen

Füßen. Gegen Mittag, bei einem Dorfe, wo er, mehr der glühenden Hitze halber, als um ein bescheidenes Mahl zu halten, Rast machen wollte, holte ihn ein Mann ein, der schon den ganzen Morgen in geringer Entfernung hinter ihm hergegangen war.

„Mein Herr," redete ihn der Fremde an; „Sie gehen einen guten Schritt. Ich halte mich für einen tüchtigen Fußgänger, aber ich habe, meiner Treu, Mühe gehabt, Ihnen zu folgen. Ich empfinde einen entsetzlichen Durst, und eine Anwandlung von dem, was man im gewöhnlichen Leben Hunger nennt. Ist es Ihnen recht, wenn wir in dieses Fuhrmanns-Wirthshaus eintreten? Ist Ihnen meine Gesellschaft nicht zuwider, so bleiben wir zusammen, denke ich. Wenn ich allein zu Fuße reise, langweile ich mich, wie der Wolf auf dem Schnee. Zu Wagen ist es ganz anders, besonders wenn man lustige Gesellschaft findet. — Ach, da sind wir, treten Sie ein."

Das Alles war so freundlich gesagt, daß Edmund nicht umhin konnte, einige höfliche Worte zu erwiedern, zumal er das Bedürfniß empfand, sich zu zerstreuen.

Der neue Gefährte mochte ungefähr dreißig Jahre zählen, war sehr stark und hatte ein fröhliches Gesicht. Seine sehr lebhaften Farben schienen mit seinem entsetzlichen Durste durchaus im Einklange zu

stehen. Ein Bruchstück seiner Unterhaltung wird uns am besten mit ihm bekannt machen.

„Mein Herr,“ sagte er, tapfer essend, „ich heiße Plankard, und Sie?“

„Edmund,“ entgegnete unser junger Freund, leicht lächelnd.

„Sehr schön. Sehen Sie, es ist durchaus nothwendig, zu wissen, mit wem man spricht. Und gehen Sie etwa nach Paris?“

„Ja, mein Herr. Und Sie?“

„Ja wohl auch; das ist schön, da gehen wir zusammen. Sie waren noch nie in Paris?“

„Nein. Aber Sie waren gewiß schon oft dort?“

„Oft, sehr oft,“ rief Plankard. „Was denken Sie? Die Geschäfte! Ich bin Mäkler und treibe nebenbei ein kleines Weingeschäft; man will leben!“

„Gewiß. Aber sprechen wir ein wenig von Paris. Nicht wahr, es ist eine schöne Stadt?“

„Herrlich, prächtig! Man muß sie Sonntags und Montags an den Barrièren sehen. Welches Leben, welche Freude, welches Wogen! Ueberall Restaurationen, Kaffee- und Weinhäuser, und überall die schreiende, singende, tanzende Menge. Und die Musik. Es ist prächtig!“

„Ich zweifle nicht,“ sagte Edmund etwas verdrießlich. „Aber sprechen wir von den Monumenten.“

Plankard erwiderte:

„Ich kenne Paris so genau, als hätte ich es selbst gemacht; nennen Sie mir hundert Straßen und ich will das Mittagsessen verlieren, wenn ich nicht weiß, wo sie liegen.“

Wirklich nannte er eine Menge Straßen und Plätze, wie deren Lage, mit einer Genauigkeit, die einem Droschkenführer oder Postboten Ehre gemacht haben würde. Edmund unterbrach diese langweilige Aufzählung, indem er Plankard fragte, ob er den Triumphbogen de l'Étoile schon gesehen habe.

„Ob ich ihn gesehen habe! Und die Madeleine und das Panthéon!“

„Ach, gut,“ rief Cavanis, „welchen Unterschied finden Sie in der Architektur dieser beiden Wunderwerke?“

„Einen großen,“ entgegnete Plankard. „Das Panthéon ist rund in der Höhe, und nach unten zu viereckig, während die Madeleine ganz viereckig ist, ausgenommen daß sie nach oben etwas spitz zu läuft.“

Indem Edmund diese so gänzlich neue Schilderung hörte, konnte er nicht umhin, recht herzlich zu lachen.

„Zum Teufel!“ rief Plankard, etwas verwirrt, „ich bin kein Architekt und verstehe nichts vom Bauwesen, aber desto mehr verstehe ich mich auf die

Frauen! Man muß die Pariserinnen sehen. Ach! die Frau, junger Mann, die Frau! welch' schönes Thier!"

Der Ausdruck dieser so rohen Bewunderung machte auf Edmund einen sonderbaren Eindruck. Er schlug mit der Hand auf den Tisch, seine Stirn furchte sich, und in den heruntergezogenen Mundwinkeln sprach sich ein entsetzlicher Widerwille aus. Indessen faßte er sich, und fragte Plankard:

„Haben Sie eine Schwester, mein Herr?"

„Nein, Gott sei Dank, denn nichts ist unbequemer."

„Aber Sie haben doch noch eine Mutter?"

„Wozu diese Frage?"

„O — zu nichts."

„Ja, ich habe noch eine Mutter. Die gute Frau ist nicht mehr jung, aber wenn diese Alten Geld haben, möchten sie am liebsten ewig leben."

Plötzlich sprang Edmund auf.

„Verzeihen Sie," sagte er, „ich muß etwas frische Luft schöpfen."

„Soll ich Sie begleiten?"

„Nein, nein, sorgen Sie nicht; es ist die Sache eines Augenblicks."

Edmund verließ das Zimmer, suchte den Wirth auf, bezahlte die ganze Zeche, nahm seine Sachen

zusammen, verließ das Haus und eilte ungesäumt weiter.

Den Abend vorher hatte Edmund schmerzlich durch den starren Egoismus der Welt gelitten, und zum ersten Male die friedliche Einsamkeit seiner Jugend vermißt. Plankards plumper Enthusiasmus für die Frauen hatte plötzlich einen beträchtlichen Theil seiner idealen Welt umgestoßen. Die schrecklichen Gedanken über das Leben der Greise, die man zu beerben hofft, mußten eine andere Seite von Edmunds großmüthigem Herzen schwer verletzen. Ob er mehr oder minder litt, war ihm gleichgiltig, wenn er nur allein litt. Aber in so beschimpfenden Worten von den Wesen sprechen zu hören, die einen so hohen, fast göttlichen Standpunkt in seinem schuldlosen Herzen einnahmen, war für ihn zu unvorhergesehen und furchtbar, um es geduldig ertragen zu können, und nur, indem er den Strafbaren floh, legte sich sein Zorn etwas.

Edmunds Gefühle waren noch ganz jungfräulich; weder eine ernste Liebe, noch eine jener flüchtigen Neigungen, die nur dazu dienen, die Zeit zu tödten, hatte je die Klarheit seiner Seele getrübt. Er hatte die jungen Mädchen stets nur von fern, auf den duftigen Wiesen oder in den grünenden Wäldern gesehen. Ihre weißen Gewänder und leuchtenden Schärpen, alle Einzelnheiten ihrer keuschen Erscheinungen, glitten an seinen

Augen vorüber, gleich den schönen in Waldeseinsamkeit verborgenen Blumen, oder den leichten, duftigen, von der Sonne überstrahlten Wogen. Er sah sie ohne Verwirrung, verließ sie ohne Schmerz, sah sie mit Vergnügen wieder, und litt nie durch ihre Abwesenheit. Für ihn hatte die so köstliche als gefürchtete Stunde der ersten Liebe noch nicht geschlagen, ja, er ahnte sie noch nicht. Die Frauen herrschten in seinen Träumen nur als geliebte und liebende Mütter, oder als reine, zarte Schwestern.

Auf diese Weise war sein Herz ein lebender, ihnen geheiligter, stets geschmückter Tempel, nur daß er den zweiten dieser Charaktere mehr mit der Empfindung eines Mannes zur Frau auffaßte. Die Schwester war ihm, ohne daß er es sich selbst bewußt war, der jungfräuliche Uebergang von der Mutter zur Geliebten. Sie war ihm ein engelgleiches Wesen, dessen Zärtlichkeit, ohne das mütterliche Recht zu befehlen, nur durch eine heilige Liebe herrschte, indem sie sich zugleich schutzbedürftig seiner Stärke anschmiegte. So voll sein Herz auch war, hatte er dennoch stets Platz für eine Schwester darin gefunden. Als Kind wünschte er sich eine geliebte Gefährtin für seine Spiele; mehr heranwachsend, streifte er in Gedanken mit ihr umher; als Jüngling erfand er tausend Romane, in denen er stets die Rolle eines ergebenen Beschützers oder unerbittlichen

Rächers übernahm. Ohne Zweifel enthielt dieses vortreffliche Gefühl den Keim der glühendsten Neigung, aber bei einer solchen Natur kann die schlafende Liebe nur geweckt werden durch den Glanz der reinsten, aufopferndsten Hingebung.

Jetzt wird man den entsetzlichen Eindruck begreifen können, den Plankards Worte auf Edmund hervorbrachten, und weshalb er ihn fragte: „Haben Sie noch eine Mutter, oder eine Schwester?

Hätte er mehr Menschenkenntniß gehabt, würde ihm Plankards Ansicht nicht so abscheulich erschienen sein, sondern er würde in seinen Worten mehr die Großprahlerei eines beschränkten, als eines verderbten Menschen gefunden haben. So aber, gänzlich unbekannt mit den oft rohen, verletzenden Gebräuchen der Welt, bebte er vor Plankards Worten zurück, wie vor dem Bisse einer giftigen Schlange. Edmund ging den ganzen Tag ohne Aufenthalt weiter, er wünschte Paris zu erreichen, ohne daß der lästige Mensch seine Fußstapfen nochmals erreiche. Ja, sein Widerwille war so groß, daß er sogar die schöne Nacht zu Hilfe nahm, und seinen Weg bei dem Glanze der Sterne weiter fortsetzte. Auch war ja eine nächtliche Wanderung für ihn nur ein Spiel, ja sogar ein Vergnügen, dem er vielleicht allzubald entsagen mußte.

Die Luft war frisch, der Mond erhob sich an

dem, noch von der untergehenden Sonne in Gluth getauchten Himmel, die kleinen glänzenden Sterne begannen am Aether zu strahlen. Bei diesen, eine herrliche Nacht verheißenden Zeichen, fühlte Edmund sich neu gekräftigt und fröhlich, seine Brust athmete mit Entzücken die tausend süßen Düfte ein. Durch das tiefe Schweigen drang ein fernes Geräusch; es war das Gebell eines Schäferhundes, es war durch die Entfernung geschwächter Gesang, es waren tausend unbestimmte, geheimnißvolle Stimmen der Nacht und Finsterniß. Nichts begeistert so leicht als eine schöne Nacht. Die glänzende Majestät des Tages zerstreut uns zu sehr durch die vielen lebhaft gefärbten Schauspiele, als daß unsere Träumerei unabhängig von äußern Gegenständen bleiben könnte; selbst inmitten der Wüsten herrscht kein Schweigen während der Sonne, man hört das Knistern der Millionen, durch den König der Gestirne angezündetem Feuer, ja selbst die Strahlen bewegen und wiegen leuchtend die Luft. Die erhabene Ruhe der Nacht hingegen erquickt das Auge und kräftigt die durch die tägliche Arbeit ermattete Seele. Dann beginnt unsere innere Welt ihr Leben, alle vergessenen oder gegenwärtigen Empfindungen erneuern sich und nehmen Gestalten an, um in ihrer eigenthümlichen Weise zu wirken. Dies ist die Stunde der unfühlbaren Umwandlungen, durch welche der

Mensch sich ändert, indem er doch glaubt, derselbe zu bleiben. Der Genius der Zukunft steigt zu den Sterblichen hernieder, den Schleier des Jenseits zu lüften.

Weshalb verdammt uns die Müdigkeit zur Ruhe während dieser an erhabenen Gedanken so reichen Stunden? Weshalb verlieren wir im heißen unerquicklichen Bette die einzigen Augenblicke, in welchen das geistige Leben in uns mächtig wird? Eine mit dem Tage vereinigte Nacht ist eine unschätzbare Perle, eine Erhöhung des Lebens über das Nichts.

So sprach Edmund Cavanis zu sich selbst. Alles dieses hatte für ihn einen unaussprechlichen Zauber. Die Bäume schienen ihm riesig, die im Schatten unbeweglichen Hütten glichen in seinen Gedanken den Wartthürmen des Mittelalters. Er sprach mit den vor seinen Blicken ausgedehnten, unermeßlichen Weiten. Was ist es für ein schwaches Licht, dessen röthlicher Schimmer sich von dem Mauerwerke lös't, hinter dem der Mond scheint? Ist dort ein Weiser mit scharfsinnigen Berechnungen beschäftigt, die sein Jahrhundert bereichern, während er im Elende stirbt? Ist es ein Philosoph, der darauf denkt, durch kühne Behauptungen den menschlichen Geist noch mehr zu verwirren? Oder ist es ein Bauer, der irgend ein Werkzeug zur harten Arbeit der Woche schärft?

Und dieses? Haucht dort ein Sterbender den letz-

ten Seufzer einer Seele aus, die bereit ist, vor Gott zu treten, und sich zu den Sternen aufzuschwingen, die von ihrer Höhe das menschliche Elend beobachten? Vielleicht verbergen diese Mauern eine an der Wiege ihres Kindes knieende Frau, über welcher der Todesengel schwebt.

Und dieses andere, da unten, welches so lang über den Fußsteig gleitet, ist sicher eine Fee; sie kommt vor Tagesanbruch, um Bäume und Kräuter zu erfrischen.

Durch die Poesie der Nacht erregt, gedachte Edmund seines Vaters mit einer Art kriegerischen Schwindels, er gedachte seines unter der feindlichen Last blutenden Vaterlandes. Er vertheidigte eine ansehnliche Batterie, ihn schreckte nicht der Kanonendonner, und so stürmte der junge Held mit Staub und Schweiß bedeckt, von Siegeslust fortgerissen, den Hügel hinauf und ward erst dort durch die Ruhe der zu seinen Füßen friedlich schlummernden Landschaft besänftigt.

So bevölkerte unser junger Reisender die Nacht, und die Stunden flohen schneller als er wünschte.

5.

Eine Bekanntschaft.

Diesen süßen Träumereien wurde Edmund plötzlich durch einen Lärm entrissen, der sich zur Seite, nicht gar weit von der Straße, erhob.

Anfangs hörte er ein lautes: „Halt!“ weithin durch die Stille der Nacht schallen.

Das erweckte seine Aufmerksamkeit, und er blieb horchend stehen.

Gleich darauf vernahm er laute Stimmen, die einander durchkreuzten und oft zu gleicher Zeit ertönten. Die Worte konnte er nicht verstehen, wohl aber an dem Klange der Stimmen erkennen, daß die Sprechenden in heftigem Streite begriffen waren.

Plötzlich wurde es einen Augenblick still, doch gleich darauf drang ein lauter Hilferuf bis zu ihm herüber.

Mehr war nicht nöthig, um ihn dem Orte des Kampfes zuzutreiben, der, nach dem Klange der Stimmen zu urtheilen, nicht sehr weit entfernt sein konnte.

Mit gewaltigen Sätzen sprang er querfeldein, seinen knotigen Wanderstock hochschwingend.

Als er die Streitenden, die in der Hitze des Gefechtes seine Annäherung nicht bemerkten, bald erreicht hatte, rief er laut:

„Muth! Muth! Die Hilfe kommt!“

Dann blieb er plötzlich, sich einer Kriegslist erinnernd, die er irgend wo gehört hatte, stehen, wendete sich rückwärts, und schrie!

„Hierher, Gensd'arm; Sie können mit dem Pferde ganz gut durch!“

Dann erst setzte er seinen Lauf fort.

Er kam zu spät, denn sein Zuruf, noch mehr aber wahrscheinlich seine List, hatte die stärkere Partei der Angreifer in die Flucht getrieben, und er fand nur noch die, welche nach Hilfe gerufen hatte, und ihn jetzt mit Danksagungen überhäufte. Er verdiente diese wahrlich, denn er hatte sie aus einer sehr mißlichen Lage befreit.

Die, welchen er zu so gelegener Zeit als Retter erschienen, waren zwei junge, dem Anschein nach elegante Stadtherren, in einem leichten Cabriolet, ihre Angrei-

er aber waren, wie sie Edmund sagten, vier Bauernbursche gewesen, von deren Fäusten oder Knüppeln sie manchen derben Puff empfangen haben mochten, denn sie rieben sich nach Edmunds Ankunft unterschiedliche Theile ihres Körpers, und so viel sich bei dem Dämmerlichte der Nacht erkennen ließ, verzogen sie dabei die Gesichter mehr als einmal unter Zeichen des Schmerzes.

Sie schimpften gewaltig auf ihre Angreifer, denen sie den Gensd'armen, dessen Ankunft sie entgegensahen, nachschicken wollten. Als aber Edmund ihnen lachend sagte, daß diese Stütze der öffentlichen Sicherheit gar nicht existire, sondern nur ein Geschöpf seiner Phantasie sei, das er als Schreckgespenst für die Wegelagerer heraufbeschworen, da mußten auch sie, ihrer Schmerzen ungeachtet, mit lachen.

Sie luden hierauf Edmund ein, sich zu ihnen in das Kabriolet zu setzen, und als er sie dann fragte, wie es gekommen, daß sie so ganz in der Nähe der Landstraße angefallen worden, und ob es mit der Absicht auf Beraubung oder aus einer andern Veranlassung geschehen sei, da erzählten sie ihm die Geschichte ihres Abenteuers. Ehe dies indeß geschah, sagte der, welcher die Zügel des Pferdes führte und der Herr des Fuhrwerkes zu sein schien:

„Bevor wir Sie, unseren großmüthigen Retter,

mit der Ursache unseres fatalen Demêlé's bekannt machen, wollen wir die Ehre haben, uns Ihnen vorzustellen. — Ich," fuhr er fort, „heiße Hippolyt Rosier, bin Commis-Voyageur eines sehr achtbaren Pariser Handlungs-hauses, und befand mich eben auf der Rückkehr von einem größeren Ausfluge, als ich durch die Nachricht von einem Feste, das in einem benachbarten Dorfe gefeiert wurde, und wobei ganz allerliebste Mädchen sein sollten, mich bewegen ließ, einen kleinen Abstecher zu machen. — Aber so geht es, wenn man von der graden Straße weicht; die Strafe folgt dem Vergehen auf dem Fuße, wie die strengen Moralisten behaupten wollen. Und bei uns traf leider ihre Prophezeihung ein, worüber sie gewiß sehr verwundert sein würden, erhielten sie davon Kunde."

„Und ich," nahm der zweite junge Mann das Wort, „bin ebenfalls Commis-Voyageur eines achtbaren Pariser Hauses, und heiße Camill Beauprés. Zufällig mit meinem Freunde Hippolyt zusammengetroffen, nahm ich dessen Einladung, ihn zu jenem erwähnten ländlichen Feste zu begleiten, auf Kosten meines Rückens an, hatte aber dafür das Vergnügen, dort einige ganz allerliebste Mädchen kennen zu lernen, und hier einen charmanten jungen Mann, der sich uns auf eine so liebenswürdige Weise introducirt hat, daß ich meinem Freunde Hippolyt aus der Seele zu sprechen glaube,

wenn ich ihn um seine Freundschaft und zugleich um seinen Namen bitte."

Edmund mußte über die originelle Bitte lachen, die zuerst seine Freundschaft in Anspruch nahm, und dann erst nach seinem Namen fragte. Dennoch theilte er ihnen diesen ohne Rückhalt mit, und zugleich von seinen Verhältnissen so viel, als er für Personen, die ihm gänzlich unbekannt waren, für passend hielt.

„Ei, das ist ja herrlich!" rief, als Edmund geendet hatte, Hippolyt. „Da fahren Sie mit uns bis Paris, und da die göttliche Stadt mit allen ihren Vergnügungen und Zerstreuungen Ihnen noch unbekannt ist, übernehme ich es, Sie an einige der amusantesten Orte zu führen."

„Und bei mir müssen Sie vorläufig absteigen," rief Camill, „bis Sie eine passende Wohnung gefunden haben, wozu ich Ihnen behilflich sein werde."

„Du, ich wüßte eine, die für unsern Freund sehr passend wäre, wenn er sich mit Stube und Cabinet begnügen wollte," sagte Hippolyt.

„Wozu sollte ich mehr brauchen?" sagte Edmund, dem diese übermäßige Dienstfertigkeit im Grunde etwas lästig war. Allein die liebenswürdigen Commis-Voyageurs trugen Alles mit einem so offenbar guten Willen, einer ihrem Stande so eigenthümlichen Zungenfertigkeit an, daß Edmund nicht die Möglichkeit sah, es abzulehnen.

„Wo ist denn die Wohnung, die Du meinst?“ fragte Camill. „Kenne ich sie nicht?“

„Freilich,“ entgegnete Hippolyt. „Bei der Madame Blesson rue Vaugirard.“

„Ja, wahrhaftig, da hast Du Recht!“ rief Camill. „Freundchen,“ wendete er sich hierauf an Edmund, „da greifen Sie zu. Ein hübsches, freundliches Zimmer, und zwei Prachtmädels im Hause, die Töchter der Wirthin. Hübsch, und gar nicht bösartig. — Bequemer können Sie es nicht finden.“

Dieses Gespräch war, wie wir unsern jungen Helden geschildert haben, gar nicht nach Edmunds Geschmack. Er fürchtete, daß es noch länger im gleichen Tone fortgesetzt werden möchte, und um ihm eine andere Wendung zu geben, sagte er daher:

„Sie wollten mir ja die Veranlassung des Abenteuers mittheilen, dem ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verdanke. Darf ich jetzt vielleicht darum bitten?“

„Ja wahrhaftig,“ lachte Hippolyt, „da schwatzen wir von dem Hundertsten in das Tausendste, und darüber vergessen wir die Hauptsache. — Aber erzähle Du, Camill; ich muß auf die Führung des Zügels Acht geben, und dann paßt es sich auch besser für Dich, da Du uns eigentlich den bösen Handel auf den Hals gezogen hast.“

„Auf den Rücken, willst Du wohl sagen,“ entgegnete Camill, und lachte dann überlaut über dies Wortspiel, das er für einen ganz ausgezeichneten Witz hielt.

„Also hören Sie denn, mein Vortrefflichster,“ fuhr er nach dieser Einleiung fort. „Die Geschichte ist übrigens nicht lang und gehört in das Gebiet der Tragi-Comödien, obgleich die Comödie voranging und die Tragödie folgte. — Also in Villeneuve, wo ich die Messagerie meiner Geschäfte wegen verlassen hatte, und mit Hippolyt zufällig zusammen traf, erfuhren wir, daß in dem Dorfe, aus dem wir so eben kamen, als Sie uns trafen — den Namen des Nestes habe ich vergessen, er thut aber auch nichts zur Sache, — ein Fest gefeiert würde, bei dem sich die ganze Nachbarschaft einzufinden pflegte, die überreich mit hübschen Mädchen gesegnet wäre. — Wir, wie gesagt, durften dabei nicht fehlen, und ich war daher augenblicklich bereit, als mir Hippolyt einen Platz in seinem Kabriolet anbot. — Es ging auch wirklich recht munter zu, und Mädchen waren da, Mädchen sage ich Ihnen, Freundchen, das Wasser läuft mir noch im Munde zusammen, wenn ich nur an die appetitlichen Bissen denke. — Wir forderten natürlich die hübschesten von ihnen zum Tanze auf, und diese Auszeichnung schmeichelte ihnen nicht wenig; denn mit einem Stadtherrn zu tanzen, das ist für ein Landmädchen schon nichts

Kleines, und nun vollends erst mit Parisern; denn daß man uns die sogleich ansah, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. — Ich spielte dann auch nach meiner gewöhnlichen liebenswürdigen Manier den Angenehmen, und indem ich mich besonders an eine wunderhübsche Brünette machte, die während des Tanzes meine Händedrücke recht tapfer erwidert hatte, ja fast zu kräftig für das zarte Gefühl meiner Hände, durfte ich bald meiner Eroberung gewiß sein. Zwar hatte sie schon einen Liebhaber, und der wich sogar nicht von ihrer Seite, allein es schien ein guter Junge zu sein, denn als ich ihn einlud, eine Flasche Wein mit mir zu trinken, nahm er es bereitwillig an; eben so wenig hatte er etwas dagegen, daß ich seine Schöne mit dem Besten tractirte, was in der Wirthschaft zu bekommen war. Doch mit Liebäugeln allein war mir nicht gedient, und die Händedrücke, die ich fortwährend unter dem Tische bekam betrachtete ich nur als ein Handgeld auf den Handel, den ich im Sinne hatte. Während des nächsten Tanzes kam ich auch darüber mit meiner Brünette in Richtigkeit, und sie versprach, mir auf einem Zimmer, dessen Lage sie mir genau bezeichnete, die Waare, von der die Rede war, zu überliefern, wenn ich es möglich machen könnte, ihren Geliebten, der von unserem kleinen Handel nichts wissen dürfe, aus dem Saale zu schaffen, so daß er sie nicht beobachten könne.

Ich wollte Hippolyt um diesen Dienst bitten, aber der war nirgends zu sehen oder zu hören.“

„Ich schloß eben auch einen Handel ab,“ fiel Hippolyt lachend ein.

„Spitzbube,“ schalt Camill, „davon hast Du mir ja noch kein Wort gesagt!“

„Bist Du etwa mein Beichtvater?“ höhnte Hippolyt.

„Na warte nur; das gedenke ich Dir!“ versicherte Camill, und fuhr dann fort:

„Als ich Hippolyt nicht fand, bat ich den Liebhaber meiner Schönen, ihn mir suchen zu helfen, und da er mein eifriger Helfer nun schon bei der dritten Flasche war, konnte er diese neue Hilfe auch nicht füglich verweigern. — So war ich ihn glücklich los, und schnell brachte ich meinen Handel in Richtigkeit. Sehr zufrieden mit dem, was ich empfangen hatte, kehrte ich in den Saal zurück. Mein Flaschen-Genosse war noch nicht da, bald darauf aber trat er in Begleitung meiner hübschen Verkäuferin herein. Er machte eine gewaltig finstere Miene, und die Schöne wagte es nicht, sich wieder so dicht an meine Seite zu setzen, wie zuvor; ich merkte also wohl, daß eine Eifersuchtsscene aufgeführt worden sein mußte. Ohne mich darum sonderlich zu kümmern, forderte ich meinen Cumpan auf, in unserer unterbrochenen Trinkübung

fortzufahren. Er schlug es ziemlich barsch ab, stand dann auf, trat in den Saal und zog einige seiner Cameraden bei Seite.

„Diesen Augenblick benutzte meine hübsche Brünette, bog sich zu mir herüber, und flüsterte mir ängstlich zu:

„Um Gottes willen, machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst geht es Ihnen schlecht!“

„Ich wollte sie um eine Erklärung bitten, doch sie rückte erschrocken von mir fort, denn eben sah ihr Liebhaber mit finster drohendem Blicke zu uns herüber, und sie hatte nur noch so viel Zeit, um abermals, und zwar mit dem unverkennbarsten Ausdrucke der Angst zu flüstern:

„Fort! — So schnell als möglich!“

„Ich erkannte, daß da nicht zu spaßen sei. Der Liebhaber und seine Genossen waren derbe, stämmige Bursche, und ein Handgemenge mit ihnen erschien mir durchaus nicht räthlich. Zum Glück trat Hippolyt in eben diesem Augenblicke in den Saal. Ich zog ihn schnell mit mir hinaus, theilte ihm die empfangene Warnung mit, und er fand längeres Verweilen unter diesen Umständen ebenfalls nicht räthlich. Wir bezahlten daher schnell unsere Rechnung, ließen anspannen, und setzten uns in den Wagen. Es war die höchste Zeit, denn eben als Hippolyt die Peitsche in die Hand

nahm und abfahren wollte, sprangen mehrere Bursche, mit handfesten Knüppeln bewaffnet, aus dem Hause auf unseren Wagen zu, und einer von ihnen griff dem Pferde nach dem Zügel. Doch Hippolyt versetzte ihm geschickt mit der Peitsche einen tüchtigen Hieb über das Gesicht, daß er mit einem Schmerzensschrei laut fluchend zurück sprang, und wir flogen im Galopp davon. Der Weg war erbärmlich und dabei die Dunkelheit so groß, daß wir nicht so schnell fahren konnten, wie wir gern gemocht hätten, wollten wir nicht befürchten, die Achse zu brechen und unseren Verfolgern in die Hände zu fallen, die wir schreiend und fluchend hinter uns hörten.

„Nach einiger Zeit entfernten sie sich indeß von uns, und wir glaubten nun, von der Gefahr befreit zu sein; allein sie rückte uns näher. Wahrscheinlich hatten die Bursche, mit der Gegend genau bekannt, uns durch einen Richtweg den Vorsprung abgewonnen, denn plötzlich fielen sie mit einem lauten: „Halt!“ unserem Pferde in den Zügel, und dann mit Schimpfwörtern, zuletzt aber mit Stockschlägen über uns her, allen Anstand und alle gute Sitte gröblich verletzend. — Das Uebrige ist Ihnen bekannt, Herzensfreund, und somit wäre denn meine Aufgabe gelös't.“

Edmund sagte nach Anhörung dieser offenen Geständnisse lachend, daß seine neuen Freunde eine

kleine Lection wohl verdient hätten, daß sie indeß doch für ihr Vergehen etwas zu derb ausgefallen wäre, eine Meinung, der die beiden Commis-Voyageurs vollkommen beistimmten.

Es entstand nun ein lebhaftes Geplauder, dessen Kosten indeß die Herren Hippolyt und Camill beinahe ausschließlich trugen; denn es drehte sich meistens um ihre verschiedenen Eroberungen und Liebschaften, ein Thema, das Edmund im höchsten Grade zuwider war. Deshalb schützte er auch bald eine große Müdigkeit, die natürliche Folge seines anstrengenden Tagemarsches vor, um sich in die Ecke zu drücken, und in der That schlief er bei dem sanften Schaukeln des Wagens bald ein.

Endlich gegen Morgen weckten ihn seine Reisegefährten, und der Richtung ihres ausgestreckten Fingers folgend, erblickte er in der Ferne die Monumente von Paris. Eine ungeheure gelbe undurchsichtige Wolke schwebte über der berühmten Stadt. Man konnte kaum glauben, daß die Sonne sie jemals durchdringen könne. Der vergiftete Hauch, welcher sie über diesem menschlichen Ameisenhaufen bildet, ist eine der tausend bleibenden Prüfungen für die Einwohner der großen modernen Städte. Edmund glaubte fest, ein großer Sturm habe sich über Paris gelagert, aber das Ver-

gnügen, die Hauptstadt Frankreichs so nahe zu sehen, erlaubte ihm nicht, lange darüber zu grübeln.

Das Staunen der Provinzler macht oft die Spottlust der Pariser rege, was jedoch um so unrechter ist, da dieses Staunen einer Bewunderung gleicht, und die Spötter oft übersiedelte Provinzler sind.

Edmunds erste Sorge, nachdem er in Paris angelangt, war, sich nach der Post zu erkundigen, um von dort einen Brief seiner Mutter zu holen, den er auch wirklich fand. Madame Cavanis ermahnte ihren Sohn dringend, sich so bald als möglich dem General vorzustellen, und Edmund traf deshalb, noch ehe er sich zur Ruhe begab, die nöthigen Vorkehrungen für den folgenden Tag.

6.

Ein Abenteuer.

Sein Schlaf war sanft, aber beim Erwachen rieb er sich lange die Augen. War er nicht vielleicht der Spielball irgend eines Blendwerks? War er wirklich in Paris? in Paris, dessen Namen ihm noch vor wenigen Tagen so unerreichbar aus weiter Ferne klang, als gehöre eine Reise dahin zu den ganz unglaublichen Dingen. Aber es blieb kein Zweifel. Nicht nur seine Mutter, der Einnehmer und der treue Mylord fehlten, sondern auch tausend andere Zeichen bestätigten die Wirklichkeit dieser gänzlichen Umwälzung. Er erwachte nicht mehr zugleich mit der Sonne in der morgendlichen Ruhe; weit entfernt hörte er schon früh das lärmendste Drängen und Treiben auf den Straßen. Statt des Rufes seines Hahns auf dem kleinen Hühnerhofe,

zerriß das wirre Geschrei der Menge Edmunds Ohr. Statt wie sonst, beim Oeffnen der Fenster auf grüne Bäume und fruchtbare Landschaften zu blicken, und die balsamische Frühluft einzuathmen, quoll ihm hier der übelriechende Dunst eines Rinnsteines entgegen, der nur nachlässig von schlecht gekleideten Menschen gesäubert wurde. Edmund seufzte. Unbekannt mit dem Widrigen einer großen Stadt, hielt er alles Dies für eine ihm ungünstige Vorbedeutung. Aber er stärkte sein Herz, indem er der löblichen Beweggründe dieser Reise gedachte. Nachdem er die Wohnung des Generals erforscht hatte, begab er sich noch vor der gewöhnlichen Visitenstunde zu ihm. Der General war abwesend, aber man erwartete ihn im Laufe des Tages zurück. Edmund pries sich glücklich, einen so kriegerischen Fürsprecher gefunden zu haben. Er übergab dem Portier seinen Empfehlungsbrief, und hoffte durch dieses Mittel das Peinliche des ersten Besuches zu mildern. Er erschien nicht mehr als ein Unbekannter vor dem Mächtigen, sondern als der Sohn eines angesehenen Offiziers, dessen Name nicht ohne Ruhm war. —

Was sollte er nun den übrigen Theil des Tages beginnen? Er trat in sein Zimmer und verließ es wieder, denn ihn plagte die entsetzlichste Langeweile, die ihm fast Gewissensbisse verursachte. Endlich hoffte

er sich durch Bewegung zu zerstreuen und ging nach dem Boulevard des Capuzins, um von dort nach la Madeleine hinabzusteigen.

Es war gegen sieben Uhr Abends, und das Wetter herrlich, wie zum Spazierengehen geschaffen. Auch Edmund empfand bald den sanften Einfluß der reinen, milden Luft. Nach und nach drang die Hoffnung durch alle offenen Pforten eines zwanzigjährigen Herzens. Ein väterlicher Empfang von Seiten des Generals konnte ihm nicht fehlen, und so mußte er bald am Ziele seiner Wünsche sein, so konnte er vielleicht dazu beitragen, seiner Mutter ein behagliches Alter zu bereiten. So betrachtete er denn die Menge mit dem Vergnügen eines zufriedenen Herzens. Jeder schien ihm zu lächeln, Keiner sah verdrüßlich aus. Er hätte Jemand aus dieser geschmückten, feinen, so einverstandenen Menge einen recht großen Dienst leisten mögen.

Die Frauen erschienen ihm entzückend und weit schöner, als die, welche er bisher gesehen. Er betrachtete bescheiden die Schönsten und erquickte sich an ihrer Lieblichkeit, wie an einer schönen Blume. Mehr als eine der eleganten Spaziergängerinnen konnte die unverstellte Bewunderung in seinen Augen lesen, die um so annehmbarer war, als keins der Zeichen des gewöhnlichen Lebens sie begleitete.

Eine von Allen jedoch nahm seine ganze Auf-

merksamkeit in Anspruch. Sie mochte ungefähr 18 Jahre zählen; ihr Gang war höchst edel, ihre Toilette einfach, aber höchst geschmackvoll, man sah, daß sie es nicht darauf angelegt hatte, durch ihre Erscheinung zu blenden, sondern daß sie zu den Frauen gehörte, die auch in den Mauern eines Kerkers sich selbst durch ein sauberes Aeußere genügen müssen. Jedenfalls verbargen die feinen Handschuhe die reizendste Hand und unter dem Saume des Kleides erblickte man zuweilen den niedlichsten Fuß. Ihre schönen Züge endlich wurden durch den Ausdruck eines sanften, aber tiefen Leidens fast unwiderstehlich.

Dieses Leiden, das mehr der Seele, als dem Körper anzugehören schien, sprach sich als muthig getragener Schmerz in jedem Zuge ihres lieblichen Gesichtes aus. Man las darin die friedliche Festigkeit ergebener Seelen, welche ohne Hoffnung des Sieges einen Kampf gegen Unglück oder Ungerechtigkeit eingehen. Um den Mund spielte ein bitterer Zug, die wahrscheinliche Folge herber Prüfungen. Die Augen der jungen Dame waren fast nur auf den Weg gerichtet; so ging sie tief in Gedanken verloren, mild von den Strahlen der sinkenden Sonne umflossen. Je näher Edmund ihr kam, je größer ward sein Interesse. Plötzlich begegneten sich ihre Blicke einander, und blieben einen Augenblick wie verwirrt, einer auf

den andern gerichtet. Endlich ging die junge Dame weiter.

Edmund fühlte keinen jener electrischen Funken, wovon die Romane voll sind, er glaubte nicht, daß das Schicksal seines künftigen Lebens durch diese Begegnung entschieden sei, er war nicht überzeugt, daß es Bestimmung sei, die ihn gerade zu dieser Stunde auf den Boulevard des Capuzins geführt habe, aber er empfand eine tiefe innere Bewegung.

Andrerseits ist es wohl erlaubt, zu vermuthen, daß die junge Dame durch den gegenseitigen Wechsel der Blicke zwar nicht bezaubert oder beherrscht, aber erfreut über so deutliche Zeichen inniger Hochachtung war. Und sollte man sie schelten, sich durch längeres Hinschauen dieses süßen Trostes mehr versichert zu haben? Wirklich hatte sie Edmunds reines Herz erkannt und ihm einen wehmüthigen Seufzer nachgesandt.

Edmund wendete unwillkürlich seinen Schritt.

„Wie?“ sagte er, „so jung noch, jünger als ich, und schon dieser Schmerzenszug auf dieser zarten Stirn!“

Und er folgte der Unbekannten vorsichtig, die eifrig weiter ging. Es machte ihm das größte Vergnügen, den so würdigen als eleganten Gang dieser träumenden Frau zu beobachten.

So gingen Beide bis an den Boulevard des Ita-

liens: Es war große Oper an diesem Tage. Die Equipagen kreuzten sich vor der Straße Lepelletier; überall war Leben und Bewegung. Ein ganz modernes Fuhrwerk, ein Brougham, kam, von zwei muthigen Rennern gezogen, rasch einher gesaus't. Man kann sich nichts Häßlicheres, Unpractischeres denken, als diese modernen, elegant ausgestatteten, so niedrigen zweirädrigen Wagen. In diesem saßen zwei Personen. Den Hauptsitz nahm eine sehr weiße und sehr starke, ungefähr vierzigjährige Frau ein. Vor ihr saß ein junger, etwa sechsundzwanzigjähriger Mann, mit höchst unterwürfigen Mienen.

„Wir werden nie ankommen," rief die Frau; „der Joseph läßt sich wahrhaftig durch eine Schildkröte aufhalten."

„Und dennoch fahren wir sehr rasch, gnädige Frau; in einer halben Stunde werden Sie in der Oper sein."

In diesem Augenblicke überschritt die von Edmund gefolgte Dame den Fußsteig, und bemerkte unsern Freund, indem sie sich nach einer günstigen Stelle umsah, hinüberzukommen. Eine gewisse Verwirrung bemächtigte sich ihres schon beschäftigten Geistes, und sie versäumte den rechten Augenblick. Unvorsichtig stieg sie auf den Fahrweg, und war bald im dichtesten Wagengedränge, gerade als der Brougham ungeduldig daherbraus'te. Betäubt, furchtsam und erschreckt, ver-



suchte sie zu fliehen, kam jedoch einem andern Wagen entgegen, kehrte zurück, und ward von dem pfeilschnell nahenden Brougham leblos auf das schmutzige Pflaster geschleudert.

Plötzlich hörte man einen durchdringenden Schrei inmitten tausend Anderer. Edmund war wie ein Blitz zur Seite und schon bäumten sich die Pferde unter den wiederholten Schlägen seines Nußbaumstockes.

„Welch ein Gräuel! Das ist schrecklich!" rief die dicke Frau, „so meine Pferde zu mißhandeln; wird man diesen Schurken nicht arretiren?"

Der Laquai war abgestiegen und lief mit gehobener Faust auf Edmund zu, der eben die junge ganz mit Blut bedeckte Dame in seinen Armen hielt. Aber der rohe Diener wurde durch einen nervigen Arm zurückgehalten und eine kräftige Stimme rief:

„Hinweg, Unkluger, oder ich bringe Dich um!"

Edmund sah sich nach dieser so gelegenen Hilfe um und war nicht wenig überrascht, Plantard zu erblicken. Er reichte ihm die Hand und bat:

„Besorgen Sie schnell einen Wagen."

Plantard eilte hinweg. Während dessen war der junge Mann näher getreten, und war nicht weniger außer sich, als seine Tante. Aber beim Anblick der ohnmächtigen jungen Dame ging eine gänzliche

Umwandlung in seinem Gesichte vor. Erst zögerte er, dann eilte er sehr höflich auf Edmund zu.

„Mein Herr," sagte er, in einem kleinen Taschenbuche blätternd, „glauben Sie mir, daß ich in Verzweiflung bin. Sie kennen wahrscheinlich die Wohnung dieser Unglücklichen nicht; hier ist ihre und auch meine Adresse. Darf ich um die Ihrige bitten? Sie verpflichten sich mehr als Einer Person."

Edmund nahm schweigend die beiden Karten und gab die seine. Der junge Mann grüßte tief, warf einen fast verzweifelnden Blick auf die Leidende, theilte die Menge der Neugierigen und eilte dem Brougham zu. In der Zwischenzeit kehrte Plantard zurück. Dank der wohlwollenden Vermittlung der Menge, ward der bescheidene Fiaker bis vor den Fußsteig geleitet. Edmund trug die zarte Bürde hinein, bat Plantard, Platz zu nehmen und ließ den Fiaker langsam zufahren. Nur müssige oder in ihre Geschäfte vertiefte Personen waren Zuschauer dieser schnell vorübergehenden Scene gewesen, nur die zufällig vorbei Kommenden hatten Kenntniß davon erlangt. Unterwegs bemühte sich Edmund, das heftig aus einer Stirnwunde quellende Blut zu stillen. Trostlos, daß ihm nichts weiter zu Gebote stand, machte er aus seinem Taschentuche einen Verband für diesen bleichen reizenden Kopf, der

besinnungslos an seiner Brust ruhte. Selbst die Bewegung des Wagens gab der liebenswürdigen Verwundeten die Besinnung nicht zurück. Aber aus dem Eifer des Portiers, ihr zu dienen, aus der Verzweiflung Aller, die sie umgaben, schloß er leicht, daß sie Achtung und Zuneigung verdiene. So gut geborgen, zog er sich bescheiden zurück, als man sie auf ihr Zimmer trug. Er sagte dem Portier, daß er wiederkommen werde, um zu hören, wie sie die Nacht geschlafen, und zog sich traurig und unruhig zurück, mit sich und Andern unzufrieden, obgleich er allgemein mit Lob überschüttet wurde; Plantard folgte ihm.

Die ganze abenteuerliche Begebenheit gewährte Cavanis reichen Stoff zum Nachdenken. Wer war diese junge Frau? war sie verheirathet? aber nein, er hatte ja in dem Hause kein Wort von der Existenz eines Ehemannes gehört. War sie Witwe? Aber sie war so jung, und wann sollte sie also geheirathet haben, um jetzt keine Spur der Trauer mehr zu tragen? Sie hat ihre eigenen Visitenkarten; das läßt auf ein unabhängiges Leben schließen. Und wer war dieser junge Mann, der eine ihrer Karten besitzt, der, so ergriffen von ihrem Leiden, sie dennoch der Sorgfalt eines Unbekannten überläßt? Welcher Zusammenhang findet zwischen Beiden statt? Wirklich, ich kann daraus nicht klug werden."

„Zum Teufel,“ sagte Plantard, „Sie sind zu unschuldig. Nichts ist leichter zu errathen. Der elegante Junge ist einer der Helden des Tages; die junge Person ist sehr niedlich, willfährig, und liebt Luxus und Vergnügen. Der junge Mann befand sich da in Gesellschaft seiner Eltern oder nahen Verwandten, und Sie müssen wissen, daß solche Begleiter in gewissen Fällen sehr geniren. Die junge Person ist weder Witwe noch verheirathet, sondern seine Geliebte. Er fürchtete das Aufsehen, und wollte den Verdacht seines Verwandten oder Vormundes vermeiden. Das ist die ganze Geschichte.“

Eine solche Erklärung im Sinne von Plantards Materialismus konnte Edmund auf keine Weise befriedigen. Wenn er zugeben mußte, daß sie richtig war, hätte er es vorgezogen, betrogen zu werden. Sie unterwarf seinen Geist der Qual betrübender Wahrscheinlichkeiten und der moralischen Unmöglichkeiten, obgleich er gegen Beide hätte gleichgiltig sein sollen. Die in wenigen Minuten aus dem Chaos gezogene ideale Welt zerfiel in Ruinen, er war im Begriff, sich ganz von der schönen Unbekannten zu entfernen, wie man es mit der schönsten Blume macht, wenn man bemerkt, daß die Natur derselben den Vorzug des Wohlgeruches entzogen hat. Plantards Hilfe konnte ihm in diesem Augenblicke nichts nützen. Er unterließ also fernere

Betrachtungen, und fragte ihn, wie es gekommen, daß er so sehr zu rechter Zeit auf dem Boulevard gewesen sei. Der Mäkler sagte ihm, daß er aus Edmunds Flucht geschlossen habe, ihn durch seine Aeußerung über die Frauen und Greise auf's Tiefste gekränkt zu haben, und dieses ihm ganz neue Zartgefühl habe ihm eine tiefe Achtung für seinen neuen, so schnell entschwundenen Reisegefährten eingeflößt. Mit sich selbst unzufrieden, habe auch er nun seinen Weg nach Paris weiter fortgesetzt, und der Zufall habe ihn zu der günstigsten Stunde auf den Boulevard geführt. Da nun Edmund Plantards gutes Herz erkannte, versprach er ihm freiwillig, zuweilen mit ihm zusammen zu kommen.

Kaum war Edmund am nächsten Morgen erwacht, als er daran dachte, sich nach der schönen Unbekannten zu erkundigen. Auf der Karte standen nur die einfachen Worte: Agathe Fevrier.

Er eilte also nach ihrer Wohnung, und erfuhr vom Portier, daß Agathe erst spät aus ihrer Ohnmacht erwacht sei. Der große Blutverlust sollte ihr eher nützlich als schädlich gewesen sein. Wenn ihr muthiger unbekannter Retter den Wunsch hegte, ihr seine Aufwartung zu machen, sollte er sogleich vorgelassen werden. Edmund ließ sich also zu ihr führen.

Das Haus war schön, und die Treppe außerordentlich sauber. Man stieg bis in das dritte Geschoß. Außer einer Krankenwärterin, welche öffnete, bemerkte Edmund keine Bedienung. Er betrat vorsichtig ein kleines, fast ganz leeres Vorzimmer, in welchem jedoch, trotz der Unruhe des vorigen Tages, die ausgesuchteste Reinlichkeit herrschte. Im nächsten Zimmer lag Agathe in einem einfachen, aber blendend weißen Bette. Da ihre Augen an die Dämmerung des Krankenzimmers gewöhnt waren, erkannte sie Edmund, noch bevor dieser die Gegenstände umher unterscheiden konnte. Während er einige bedauernde Worte stammelte, murmelte sie:

„Mein Gott, ich dachte es!“

„Mein Herr,“ sagte sie dann, den mit Binden umgebenen Kopf erhebend, „mein Herr, ich bin sehr erfreut durch Ihren gütigen Besuch, der es mir möglich macht, Ihnen meine tiefste Dankbarkeit auszusprechen. Ohne Sie läge ich jetzt zerschmettert unter den Hufen der Pferde; ich werde nie vergessen, daß ich Ihnen das Leben verdanke. Seien Sie davon überzeugt.“

Edmund zitterte, als er zum ersten Male Agathens süße melodische Stimme hörte; seine ideale Welt erstand von Neuem. Wirklich ist den Stimmen etwas unwiderstehlich Hinreißendes verliehen, ihr sanfter oder

tönender Klang schmeichelt sich in das Herz, läßt sympathetische Saiten erklingen, erweckt entschlummerte Fähigkeiten, und leitet uns oft, ganz gegen unsern Willen, zu einer unsern angenommenen Grundsätzen ganz entgegengesetzten Gedankenfolge. Das ist das Wunder des Orpheus, der die Tiger Thraciens zähmte. Ist es nicht merkwürdig, daß sich dieses Phänomen unabhängig von dem Reichthum oder dem Werthe der Rede zeigt? Entzückt uns nicht täglich die Verschiedenheit der Stimmen? Die mathematischen Gesetze des Weltalls sind nicht die mächtigsten, sondern es besteht für das Weltall eine mathematische Harmonie, welche zwar jetzt noch im Stande der Kindheit ist, einst jedoch das Ganze beherrschen wird. Die endlosen auf dem Erdball erklingenden Dialecte sind nur die materielle Sprache der menschlichen Wesen, die Musik allein ist die Sprache der Seelen, sie ist der einzige unerschöpfliche Ausdruck ihrer unsagbaren Freuden, verwirrten Hoffnungen und geheimnißvollen Bewegungen.

Edmunds feiner Takt sagte ihm, daß er den ersten Besuch am Krankenbette nicht zu sehr ausdehnen dürfe. Agathe wiederholte die Versicherung ihrer nie ersterbenden Dankbarkeit, und Edmund schied, tief über die saubere Einfachheit in Agathens Umgebung nachdenkend. Indem er sich ihrer sanften Stimme

erinnerte, gedachte er zugleich ihrer so unaussprechlich lieblichen Erscheinung auf dem Boulevard, und eine entzückende selige Ahnung schwellte sein Herz.

„Plantard irrt sich," rief er; „o er weiß nicht was er spricht."

7.

Eine zertrümmerte Hoffnung.

Ganz beglückt, den Tag unter so günstigen Verhältnissen begonnen zu haben, eilte er der Wohnung des Generals zu. Je mehr er sich derselben nahte, je beklommner und unruhiger ward er.

„Der Würfel ist geworfen," rief er, „weßhalb schwanke ich nun? Weßhalb mache ich ein Ungeheuer aus einer Nothwendigkeit, welche auf allen Menschen lastet? Hat der General nicht selbst um Fürsprache nachgesucht? Thut er dies nicht noch? Und handle ich nicht für meine Mutter? Werde ich schlecht empfangen, nun gut, die Welt ist groß."

Dennoch zauderte er an der Thür, sein Herz klopfte, und nun, um jeden Rückschritt unmöglich zu machen,

überwand er sich endlich so weit, einzutreten. Der General war zu Hause, Edmund ließ sich melden und ward angenommen. Der General, ein kleiner, dürrer Mann, kam ihm aus seinem Kabinet entgegen. Er prüfte Edmunds ganze Erscheinung genau und reichte ihm dann die Hand.

„Ich bin erfreut, Sie zu sehen, junger Mann; Sie gleichen Ihrem Vater, dem Obristen, sehr. Die Armee hat einen verdienstvollen Offizier an ihm verloren. Ihre treffliche Mutter hat mir einen scharmanten Brief geschrieben; doch auch ohne das würde ich mich auf das Lebhafteste für den Sohn meines alten Freundes interessirt haben.“

Ganz glücklich über diesen schmeichelhaften Empfang, verbeugte sich Edmund tief.

„Für's Erste,“ fuhr der General fort, „müssen wir sehen, wie wir Sie bis Ende des Monats am besten beschäftigen; übrigens bitte ich mir aus, daß Sie meinen Tisch als den Ihrigen betrachten, und täglich bei mir sind.“

Edmund that sein Möglichstes, dem General für so viel Güte würdig zu danken.

„Wie glücklich wird meine Mutter sein!“ dachte er, und zugleich mit diesem Gedanken schwebte Agathens reizendes Bild seiner Seele vorüber.

„Sehr wohl weiß ich,“ sagte der General, „daß

die Gesellschaft eines alten Soldaten nichts Anziehendes für Sie haben kann, aber Sie werden die Bekanntschaft meines Neffen machen. Zwar bin ich ihm jetzt böse, allein das geht vorüber, zumal Sie nun bei mir essen werden."

„Herr General," entgegnete Edmund, „ich bin überzeugt, daß Ihr Zorn nicht ernstlich ist."

„Eigentlich doch, hören Sie nur, der Unbesonnene hat meine beiden schönsten Pferde gestern Abend auf dem Boulevard des Italiens durch Stockschläge entsetzlich zurichten lassen. Die Unglücklichen haben bedeutende Kopfverletzungen, und das eine Pferd ist ganz besonders zerhauen."

Bei diesen Worten ward Edmund bleich wie der Tod.

„Ja," fügte der General erhitzt hinzu, „es handelte sich, glaube ich, um eine übergefahrne Frau. Was wollte diese Person zwischen all' den Wagen? Es geschah ihr recht. Zum Teufel, bald wird man nicht mehr in den Straßen fahren können! Wäre ich dabei gewesen, würde ich, so alt ich bin, den Niederträchtigen umgebracht haben."

Während dieses Gesprächs wechselte die tiefste Blässe mit dem glühendsten Roth auf Edmunds Wangen, doch der General gab in seinem Zorne nicht Acht darauf. Erfreut, dieser Qual zu entrinnen, wollte sich

Edmund eben verabschieden, als ein Diener Frau von Saint-Florent und Herrn Lucian von Térisy meldete.

„Da ist der schöne Neffe," rief der General; „doch, sprechen wir nicht weiter davon."

In diesem Augenblicke trat eine nicht mehr junge Dame ein, der ein Herr folgte. Edmund erkannte Beide augenblicklich als die Inhaber des Brougham. Seine Lage war schrecklich. Aber so schüchtern er in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens war, so muthig war er, wenn es darauf ankam, sich gegen eine widrige Schickung zu vertheidigen. Auch jetzt kehrte seine Kraft zurück; er war entschlossen, sich nicht zu beugen, und erwartete festen Fußes die peinliche Entscheidung.

„Sie kommen sehr gelegen, Frau von Saint-Florent" sagte der General, Edmunds Hand ergreifend. „Ich habe die Ehre, Ihnen den Sohn meines alten Freundes, des Obristen Cavanis, vorzustellen."

Edmund grüßte bescheiden.

Frau von Saint-Florent zögerte anfänglich, endlich jedoch siegte der Durst nach Rache; sie erwiderte:

„Mein Gemahl, erlauben Sie mir meinerseits, Ihnen in Herrn Cavanis die Person vorzustellen, die gestern Ihren Pferden so wohlgewollt hat."

Die Stellung der vier bei dieser Scene betheiligten Personen bot ein sonderbares Bild dar. Frau von

Saint-Florent hatte sich mit den Zeichen des heftigsten Zorns in einen Lehnstuhl geworfen. Lucian kaute verlegen an den Handschuhen, und ließ die Blicke von seinem Onkel auf Edmund und von Edmund zu seinem Onkel gleiten; er mochte die genaue Erzählung einer Begebenheit fürchten, von der er seine Verwandten nicht unterrichtet zu sehen wünschte. Edmund stand ruhig da, entschlossen, den Platz nur mit Ehren zu verlassen. Der General war bestürzt und verlegen; er hoffte, falsch gehört zu haben.

„Verzeihung, Madame," sagte er, „ich glaube Sie nicht recht verstanden zu haben."

„Ich sagte, mein Herr, und wiederhole es, daß dieser Herr Ihre Pferde verwundete und mich beleidigte; ihm sind wir Beide Dank schuldig!"

„In der That, mein Herr," rief der General, „man muß gestehen, daß Sie Ihre Zeit gut benutzen. Ich will Ihre Handlung durchaus nicht herabsetzen, aber Sie müssen zugestehen, daß Sie meine armen Thiere mehr hätten schonen können."

„Mein General," entgegnete Edmund, „zwar wußte ich nicht, daß es Ihre Pferde waren; aber ich wage zu hoffen, daß Sie den Sohn des Obristen Cavanis genug achten, um nicht zu glauben, daß er, auch wenn er davon unterrichtet gewesen wäre, in einem ähnlichen Falle weniger derb zugeschlagen hätte."

„Nun wirklich,“ rief die Frau, „wenn Sie auch dulden, daß man Ihre Pferde tödtet und mich dem Spotte des Pöbels aussetzt, begreife ich doch nicht, wie Sie es ertragen, daß man Ihnen sogar hier Trotz bietet.“

„Ach Madame,“ rief der General, dem Edmunds Festigkeit durchaus nicht mißfiel, „ein wenig Nachsicht; dieser junge Mann ist der Sohn meines alten Freundes, er hat Sie nicht beleidigen wollen, und meine Pferde werden geheilt werden.“

„Wie es Ihnen gefällt, General,“ rief die Dame heftig, „doch ich fühle mich zu ähnlicher Nachsicht durchaus nicht geneigt.“

„Aber, gnädige Tante,“ wagte Lucian schüchtern einzuwenden, „haben Sie die Güte zu bedenken . . .“

„Schweigen Sie, mein Herr; es überrascht mich ganz außerordentlich, daß Ihr Onkel und ich in Ihnen keinen Vertheidiger finden.“

„Herr von Térisy,“ sagte Edmund, „hat sich in dieser Sache so gut genommen, als sein Onkel selbst es nur konnte; ich werde mich freuen, ihn, ehe ich von hier weggehe, von jedem Verdacht der Schwäche befreien zu können.“

Lucian dankte unserm Freunde mit einem ausdruckvollen Blicke.

Edmund fuhr fort:

„Was mich betrifft, so habe ich nicht geglaubt,

und werde es nie glauben, daß die Besitzer von Equipagen das Recht haben, Leute umzufahren, die nicht so glücklich sind. Ich habe nicht geglaubt, daß eine auf weichen Kissen nachlässig ausgestreckte Frau mehr Rücksicht verdient, als eine junge unglückliche Dame, die durch die Rohheit oder Nachlässigkeit des Kutschers jener Frau in Gefahr ist, ihr Leben zu verlieren."

„O welch' gemeine Gesinnungen!" rief Frau von Saint-Florent verdrießlich.

„Madame," entgegnete Edmund, von so viel Härte geärgert, „bis jetzt glaube ich, Gott sei Dank, noch, daß ein Jeder aus der vornehmen Welt wie ich gehandelt haben würde, und bin überzeugt, daß alle Frauen außer Ihnen vor solcher Trockenheit des Herzens erröthet sein würden. Mein Herr General, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Aber das ist unerhört," rief Frau von Saint-Florent, „sich in Gegenwart zweier Männer und bei sich beschimpfen lassen zu müssen!"

„Mein Herr," sagte der General vortretend, „das ist zu viel. Ihres Vaters wegen habe ich mich bis jetzt gemäßigt, aber nach alle diesem muß ich Ihnen sagen, daß ich für immer auf die Ehre Ihres Besuchs verzichten werde."

Edmund war schon im Begriff, das Zimmer zu

verlassen, als Lucian zu ihm trat, und ihn leise und mit studirter Kälte fragte:

„Werden wir uns diesen Abend bei mir oder bei Ihnen sehen?“

„Bei mir,“ entgegnete Edmund und verschwand.

8.

Lucian von Térisy.

Den Abend durchschritt er raschen Schrittes sein Zimmer. In wenig Tagen hatte er viel erlebt.

„Das Schicksal verfolgt mich,“ sagte er; „welches Zusammentreffen ungünstiger Umstände! Eine gute Handlung vernichtet alle meine Hoffnungen für immer. Diese Pferde mußten gerade dem General gehören, und dieser hat eine wahre Megäre zur Frau. Wäre ich ruhiger Zuschauer der Scene geblieben, würde ich jetzt, sehr freundlich aufgenommen, bei dem General speisen, von meinen Eltern schwatzend und über die Zukunft beruhigt. Jetzt bin ich der einzigen Stütze beraubt, auf die ich einige Hoffnung gründete, ohne Schutz, ohne Freunde, ohne Hilfsquellen stehe ich da! Woraus entsteht Glück oder Unglück? Und dieser Neffe, der mich

zu sprechen wünscht, was kann er wollen? Ach, wenn es ein Duell wäre!“

Während dieses Selbstgesprächs ward geklopft. Edmund öffnete und Lucian trat ein.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich komme, Ihnen mein Bedauern über den Verdruß auszudrücken, den Sie beim General hatten, und Ihnen für den freundlichen Beistand in einem Augenblicke zu danken, wo es mir fast so übel ging als Ihnen.“

„Mein Herr,“ entgegnete Edmund trocken, „das verlohnte sich nicht der Mühe, es ist nicht meine Sache, die Verlegenheiten Anderer zu vermehren, ich habe genug mit den meinigen zu thun.“

Lucian fuhr fort:

„Mein Onkel ist erzürnter als Sie glauben, und zu unser Beider Unglück hat er einen wahren Satan bei sich. In diesem Augenblicke ist er buchstäblich in der Hölle.“

„Falls Sie von Ihrer Frau Tante sprechen, mein Herr, scheinen Sie eben keine besondere Neigung zu ihr zu empfinden.“

„Ach es ist meine Tante so wenig als die Ihrige,“ sagte Lucian achselzuckend. „Ich nenne sie aus Klugheit so, oder vielmehr weil ich muß. Da Sie es später doch erfahren würden, muß ich Ihnen sagen, daß diese Frau eins jener intriguanten Geschöpfe ist, welche sich

bei einsam lebenden Greisen einzuschmeicheln suchen, um endlich durch List sie ganz zu beherrschen. Vor fünf Jahren brachte sie mein Onkel von einer Inspections-Reise mit. Seit dieser Zeit mehr denn gepeinigt durch sie, leidet er dennoch, daß sie über sein ganzes Vermögen verfügt, ja er treibt die Schwäche so weit, daß sie seinen Namen tragen darf."

„Das ist sehr betrübend," sagte Edmund, „aber haben Sie nie versucht, dem General die Augeu zn öffnen?"

„Ich hüte mich wohl," rief Lucian. „Im Gegentheile bemühe ich mich um ihre Gunst, sie könnte mir sehr schaden, mein Onkel besitzt ein ungeheures Vermögen und sie könnte es wohl gar dahin bringen, daß er mich enterbte. Ich weiß recht gut, daß diese Harpyie sich nicht wenig bedenken wird, aber ich möchte mir gern den Rest erhalten."

Edmund sah Lucian halb überrascht halb mitleidig an.

„Rauchen Sie?" fragte Lucian.

„Zuweilen im Freien."

„Ach schön, denken Sie mir zu Gefallen, Sie wären im Freien, und lassen Sie uns rauchen, während wir zusammen schwatzen. Nehmen Sie, die Cigarren sind vortrefflich."

Als die Cigarren brannten, fuhr Lucian fort:

„Sie glauben nicht, wie teuflisch meine sogenannte Tante ist. Ich wohnte früher bei meinem Onkel; kaum war sie jedoch da, als sie ihn überredete, mir eine entfernte Wohnung zu geben. Meine Gegenwart mochte ihr wohl hinderlich sein. Junge Leute bedürfen eine gewisse Freiheit, sagte sie, und mein Onkel stimmte ihr vollkommen bei. Mein eigenes Vermögen belief sich auf zwanzigtausend Franken Einkünfte, er fügte noch zehntausend hinzu. Ich hatte ein kleines herrliches Haus, zwei Wagen, drei Bediente, vier Pferde, und begann nun ein Leben der tollsten Freude und Verschwendung.“

„Und dachten Sie nie darán, irgend eine der Carrieren zu beginnen, die Ihnen durch den Einfluß des Generals offen standen?“

„O davon redete meine Tante unausgesetzt ab. Wozu? sagte sie. Wenn Sie dreißig Jahre alt sind, mögen Sie an ernste Dinge denken. Sind Sie nicht reich, jung und zum Vergnügen geboren? mögen die Armen und Ehrgeizigen arbeiten! Wenn es Zeit ist, verschaffen wir Ihnen eine Deputirten-Stelle, oder verheirathen Sie glänzend, und Sie werden ohne Mühe eine bedeutende Stelle in der Welt einnehmen. Das Alles hätte mir nicht genügen müssen, aber es stimmte leider zu sehr mit meinen eigenen Neigungen überein. Ich folgte ihr ... Kurz, mein bester Cavanis, jetzt nach

fünf Jahren bin ich übersättigt, abgestumpft, verdrüßlich über Alles, an nichts glaubend, mit mir unzufrieden, und trotz meines Vermögens völlig verschuldet.“

„Ich bedaure Sie aufrichtig, mein Herr,“ sagte Edmund. „Aber es ist traurig, daß Ihnen der Muth fehlt, diese Kette zu zerbrechen.“

„Unmöglich. Meine liebenswürdige Tante hat so gut manövrirt, daß ich jetzt ganz von ihr abhänge. Drängen meine Schuldner zu sehr, so findet sie Mittel, mir vom General oder irgend einem Wucherer einige tausend Franken zu verschaffen. Höchst sonderbar ist die Genauigkeit, mit der sie mich um meine Verhältnisse zu den Frauen befragt. Sie lacht mit mir darüber, aber ich bin überzeugt, daß sie außer sich geriethe, wenn sie erführe, daß ich von einer ernstlichen Liebe beherrscht sei. Ihre Grundsätze hierin gleichen denen, die sie von der Arbeit hegt. Ach à propos,“ sagte Lucian ernst, „das führt mich auf den eigentlichen Grund meines Besuchs zurück. Wie vielen Dank bin ich Ihnen im Namen der jungen Dame von gestern schuldig! Ich habe sie heute gesehen, es geht ihr besser, und ich hoffe, daß einige Tage völliger Ruhe sie wiederherstellen werden.“

„Sie scheinen viel Theil an dieser liebenswürdigen Person zu nehmen,“ sagte Edmund, hoffend, nun ganz seine Neugierde befriedigen zu können.

„Sehr viel,“ entgegnete Lucian, „und eben deßhalb

war ich fest überzeugt, den Verdacht meiner Tante geweckt zu haben."

„Ich sehe," sagte Edmund, und zwang sich zu lächeln, „es ist dies eins jener ernsten Interessen, die Ihre Tante so sehr fürchtet."

„Leider, Herr Cavanis, fürchte ich es selbst. Meine Gefühle für Agathe sind mir neu und fremd. Wahrhaftig, diese Frau beherrscht mich fast noch mehr als meine Tante, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Character edel ist."

„Nun, mein Herr," rief Edmund, brennend vor Neugierde, „so muß Ihr Glück ungeachtet der kleinen Trübsal vollkommen sein?"

„O gewiß," rief Lucian spottend, „ich habe einen berühmten Namen, bin jung, reich, und piquire mich nur nobel zu handeln. Es wäre ja köstlich, wollte ich bei so vielen Vorzügen umsonst um ein kleines Mädchen seufzen, das ich fast aus dem Kothe der Straße gezogen habe."

Bei diesem entschiedenen Ausspruche stand Edmunds Herz fast still, Lucian fuhr fort:

„Und dennoch bin ich nur halb glücklich. Ich bitte Sie, zu glauben, daß sie nicht meine einzige Geliebte ist, alle sind meine verachteten unterwürfigen Sklavinnen, nur diese unterjocht mich stets. Glauben Sie wohl, daß Agathe mir unerklärlich ist? Ich überschütte

sie mit Geschenken; die reichsten Stoffe, Meubles, kostbare Kleinigkeiten, nichts finde ich für sie schön genug. Und nun denken Sie, kaum hat sie diese Sachen, so verschwinden sie augenblicklich, ohne daß es mir bis jetzt gelungen wäre, zu erfahren, wo sie bleiben. Meine Fragen bleiben ohne Antwort, meine Vorwürfe ohne Eindruck. Ich kann mir nur denken, daß Agathe dem Spiele leidenschaftlich ergeben ist, und daß dieser verzehrenden Leidenschaft meine Geschenke geopfert werden."

Edmund ging an das Fenster, öffnete dasselbe und warf seine Cigarre hinaus.

„Mir wird unbehaglich danach," sagte er.

„Die Gewohnheit fehlt Ihnen," sagte Lucian, „aber wir werden uns oft sehen, hoffe ich, und ich werde Sie bilden. Vielleicht ist einer meiner hirnlosen Bekannten im Stande, Ihnen nützlich zu sein; wir Alle werden suchen, Sie den Kummer der Gegenwart durch die Zukunft vergessen zu machen. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen."

Und die beiden jungen Leute trennten sich mit herzlichem Händedruck.

„So hätte Plantard wirklich wahr gesprochen," rief Edmund traurig, „mein geträumter Engel, meine schöne Verwundete wäre nichts als eine galante Frau, ja, was noch schlimmer, eine zügellose Spielerin?"

Den andern Tag ging Edmund traurig zu Plan-

tard, und erzählte ihm die mannigfachen Erlebnisse und Erfahrungen des vergangenen Tages. Als er von Agathe Fevrier sprach, triumphirte Plantard.

„Sagte ich es nicht gleich, Sie unschuldiges Lamm! Jetzt nun müssen wir aber für die Hauptsache sorgen. Mit dem General sind Sie entzweit, was werden Sie nun beginnen?"

„Daran habe ich in meiner Verwirrung noch nicht gedacht."

„Ich habe mehrere Vorschläge für Sie. Wie wäre es, wenn Sie im Kleinen bei der Bank operirten? Wenn man sich nur einigermaßen zu benehmen weiß, ist es gar kein übles Geschäft. Man kann auch Geld gegen Sicherheit verleihen und den gesetzmäßigen Zinsfuß verheimlichen. Ich kenne sehr ungeschickte Leute, die hierbei dennoch ihr Glück gemacht haben. Vielleicht würde ich zu gleicher Zeit ein Versorgungsbureau für Domestiken und Handwerker errichten. Nichts ist einfacher und weniger kostspielig. Jede arbeitslose Person erhält für fünf Franken von Ihnen eine gute oder schlechte Adresse, sie finde nun Arbeit oder nicht, das ist ihre Sache. Suchen Sie etwas Geld von Ihrer Mutter zu erhalten, ich lege das Meinige dazu und wir wirken gemeinschaftlich."

„Mein lieber Plantard," sagte Edmund, „ich

fühle mich zu dieser und ähnlichen Beschäftigungen gänzlich ungeschickt.“

„Ich dachte mir es wohl. Aber können Sie nicht Wähler werden, da Ihre Mutter Grundbesitzerin bei Autun ist?“

„Durchaus nicht.“

„Das ist schlimm; aus dem wirklichen Wähler wird ein Deputirter und aus dem Deputirten ein Minister.“

Plantard dachte einen Augenblick nach, endlich sagte er:

„Wäre ich an Ihrer Stelle, so wüßte ich gleich was ich thäte, denn ich habe auch meinen Ehrgeiz.“

„Nun?“ fragte Edmund neugierig.

„Ich, mein Herr Cavanis, würde mich schleunigst mit Frau von Saint-Florent versöhnen. Sie sind jung, gut gewachsen, nicht häßlich, haben Geist, o ... Sie werden nicht umsonst bitten...“

„Ach gehen Sie, Plantard.“

„Was wollen Sie? Diese Frau ist eine Coquette, der Ihre nunmehrige Huldigung den Kopf verdrehen würde. Nähern Sie sich ihr bald und suchen Sie die Vergangenheit zu verlöschen. Leidenschaft zu heucheln ist nicht schwer, man thut es alle Tage, und die Liebe wird die Wunden des Stolzes heilen. Ist sie Ihnen

erst gewogen, so steht Ihnen Alles zu Diensten, und Sie sind ein gemachter Mann."

„Aber, Plantard, was Sie mir da vorschlagen, ist ganz einfach die abscheulichste Schlechtigkeit."

„O, ich dachte wohl, daß Sie einen so weisen Vorschlag so nennen würden," lachte Plantard, „und ich machte Ihnen denselben nur zur Beruhigung meines Gewissens. Mein lieber Cavanis, Sie fallen aus den Wolken, aber nichts ist einfacher und verbreiteter, als dieses Mittel, was Ihnen so heftigen Widerwillen einflößt. Nur steht es nicht Jedem zu Gebote, und Viele, die es möchten, sind von dem weiten Schauplatze ihrer Geschicklichkeit entfernt. Blicken Sie um sich, so werden Sie meine Worte bestätigt finden. Die hochgestelltesten Männer verdanken alle den Frauen ihren Rang; jenem hat diese, dem eine andere geholfen, die Sprossen des Glücks zu ersteigen. Es giebt keinen unerschrocknern, einschmeichelndern Fürsprecher, keinen durchdringendern, listigern Diplomaten, als eine Frau, die es sich in den Kopf gesetzt hat, den Mann ihrer Liebe steigen zu lassen. Ist sie von Natur intriguant, so versetzt sie Berge, sicherer als das Gesetz. Die Frauen machen die Deputirten, Pairs, Generale, Prälaten und Minister. Sie regieren das Weltall und schreiben der Luft Gesetze vor, sie sind auf dem Grunde aller Begebenheiten, auf deren Oberfläche man nur Männer be-

merkt. Man kann sich nur auf Eine Weise vor ihnen sichern, aber das ist von der höchsten Wichtigkeit, wenn man nämlich nie eine von ihnen ernstlich liebt. Man muß ihren Kopf erhitzen, ihr Herz bewegen, ihre Eitelkeit reizen, aber man muß unter der Oberfläche eines Vulkans kalt und frostig bleiben. Man behält auf diese Weise das Recht, die Eine zu verlassen, wenn ihr Credit sinkt, um sich mit der Mächtigern zu verbinden. Man muß nichts Aeußerliches berücksichtigen, Einfluß allein ist das mächtige, anziehende Wort. Man wandelt dabei oft nicht auf Rosen, ich weiß es, mehr denn eine Stecknadel bietet ihre Spitze dar; aber man muß standhaft bleiben und den Zweck im Auge behalten. Da sehen Sie, wie gefährlich dem Ehrgeizigen eine wirkliche Liebe ist, man muß sie dem Einfältigen überlassen. Die Frauen finden in der Macht, uns dienen und erheben zu können, völlige Befriedigung ihres Stolzes, und sind wo möglich noch glücklicher als wir selbst." —

„O dieser Mensch ist der Zwillingsbruder der Frau von Saint-Florent, sie werden sich früher oder später noch begegnen."

„Jetzt, mein lieber Herr Cavanis," sagte der Mäkler nach einer kleinen Pause, „werde ich Ihnen einen guten Rath geben. Sie haben mehr Geist als ich, aber meine Erfahrung ist der Ihrigen überlegen. Glauben Sie mir, Andere werden den Vortheil genießen, den

Sie verschmähen. Ich bin im Begriff, eine kleine Reise zu machen; in acht Tagen kehre ich zurück. Besuchen Sie mich dann und theilen Sie mir Ihre Entschlüsse mit."

„Nun gut, ich werde darüber nachdenken."

„Und wir werden uns wiedersehen?"

„Gewiß."

„Ohne Abschied denn."

„Glückliche Reise."

„Wäre es möglich," sagte Edmund unterwegs, „daß man in dieser Welt keinen Schritt thun kann, ohne irgend einer Niedrigkeit zu begegnen? Der schmutzige Ehrgeiz Plantards, der schwache, engherzige, feige Lucian, die entsetzlichen Berechnungen der Frau von Saint-Florent, die hochmüthigen Grobheiten des Generals, Agathens Verderbtheit, das sind die ersten Bemerkungen während meiner drei ersten in Paris verlebten Tage. Sind das die Elemente, in denen zu leben man sich entschließen muß? Von solchen Wesen und andern, mir noch unbekannten hängt mein künftiges Geschick ab. O da würde die Zukunft für mich nur schmachvollen Niederlagen oder noch schmachvolleren Triumphen gleichen. O meine thätigen, ehrgeizigen, redlichen Pläne, o mein Glaube an die Rechtlichkeit der Menschen, o meine Achtung für die wohlwollende Tugend der Mächtigen, was ist aus euch geworden?

War't ihr wirklich nur luftige Träume eines unwissenden, getäuschten Kopfes?"

Man wird leicht errathen, daß in der oft zwar nicht geahnten, zuweilen jedoch leider nur zu wahren Entwickelung der innern Zustände durch Plantard Edmunds Herz am schmerzlichsten zerrissen war, durch die den Frauen zugewiesene Rolle. Schon einmal war unser junger Freund vor Plantards Rohheit zurückgebebt, heute hatte er ihm ein so sicher und genau geordnetes System unmännlicher, schwacher und niedriger Kunstgriffe entwickelt, daß Edmund bebte. — Aber Plantard sagte nicht allein so, die Welt billigte und bestätigte diese abscheulichen Grundsätze, und die Frauen, diese in Edmunds Einbildung so glänzenden, beinahe göttlichen Wesen, waren in diesem schrecklichen Plane nur als das Mittel zum Zweck, als der zur ergiebigen Ernte nothwendige Dünger dargestellt. Die Frauen sind, Dank unserm schändlichen Einflusse, nur zu freiwillig die Schlachtopfer unsers Willens. Schön, schwach und zärtlich geschaffen, übergeben sie sich ohne Gegenwehr dem Mißbrauch unserer Stärke, der Anlockung durch Lob, der Sucht nach Vergnügen. Für sie giebt es fast immer eine dreifache Gefahr zu überstehen. Ihre Abhängigkeit hat sie sklavisch gemacht; oft verschmähen sie den Mann, der sie mit edler Neigung umgiebt, um zu den Füßen eines herzlosen Tyrannen zu seufzen. Sie

lieben das Joch, und wenn es ihnen zu schwer scheint, reißen sie sich nur davon los, um sich unter einem drückenderen zu demüthigen. Man möchte sagen, daß ihnen diese Tyrannei eine Bürgschaft des ihnen so nöthigen Schutzes scheine. Die Schmeichelei der stärkern Wesen, ihre vorübergehende Hingebung berauscht sie so sehr, daß sie in die Falle gehen, und sich, nachdem sie verlassen sind, dem neuen Anbeter mit der Hoffnung eines gewisseren Sieges hingeben. Das Gefühl der Würdigkeit erlischt in diesem unaufhörlichen Falle, sie verlieren die Frische des Geistes, ja sogar jene unerklärbare Schönheit des Körpers schwindet, welche nichts als der Widerschein der Seele ist. Dann ist Liebe für sie nur der Gegenstand kleinlicher Eifersucht und Berechnung, wobei die beleidigendsten Huldigungen den Preis erlangen. Der Mann macht sie so, auf ihn fällt die Schuld zurück. Er fordert die Achtung für seine Gefährtin, Tochter oder Schwester nur aus eigenem Interesse. Edmunds Augen waren geöffnet, und der tiefste Schmerz über so viel Entwürdigung füllte seine Brust. Edmund vergaß, daß die Männer allein die Schuld so vieler Erniedrigung tragen; er bedachte nicht, daß auch auf den steilsten Felsen blumenreiche grüne Punkte sind. Sein Schmerz verbreitete einen schwarzen Schleier über die ganze Natur. Die schönsten Gesichter schienen ihm den Stempel unheilbarer Verächtlichkeit zu tragen, und

jetzt dankte er Gott, ihm die früher so schwärmerisch ersehnte Schwester versagt zu haben, die er ehedem in seinen einsamen Träumereien mit der tiefsten brüderlichen Ergebenheit geliebt hatte.

So verfloß ein Monat. Edmunds gewöhnliche ruhige Festigkeit war der stürmischen Aufregung gewichen. Die Unfälle aller Art hatten seinen Muth gebeugt, er hatte zuletzt vor Erschöpfung zu sterben gefürchtet, er glaubte so vieler Trübsal unterliegen zu müssen. Er gefiel sich zuletzt in dem Gedanken, bei der allgemeinen Verworfenheit zu trotzen. Edler Entschluß, aber wenig geeignet, im Leben zu siegen! Heldenmuth eines Löwen, welcher den Jägern Trotz bietet, aber unter ihren Streichen fällt. Eine übertriebene Verachtung aller Menschen bemächtigte sich Edmunds, sein Herz war voll bitterer Zweifel, und ihm selbst unbewußt, waren seine Reden, ja selbst sein Lächeln, voll bitterer Ironie. Schon oft war er bei Lucian gewesen. Dort hatte er stets viele jener jungen Gecken gefunden, jener faden, aufgeblasenen Leute, für die so manche wichtige und heilige Posten bestimmt sind. Er sah dort dereinstige Gesandte, künftige Präsidenten der Ministerien, Directoren der schönen Künste sich auf die abgeschmackteste Art auf ihre reichen Stellen vorbereiten. Er hatte verlebte Jünglinge sich kaltblütig in Allem üben sehen, was ein edles Herz erzittern macht, reichbegabte Wesen,

deren Herz vor der Zeit verwais't war. Endlich sah er reiche oder hochgestellte Schwachköpfe, die, weil sie durch die Pracht ihrer Equipagen und ähnlicher Sachen glänzen konnten, und damit prahlten, — Männer zu sein glaubten. Edmund fühlte sich Anfangs in diesem für ihn so ganz neuen Zirkel entsetzlich unbehaglich. — Die widersprechendsten Gedanken wogten in seinem Kopfe hin und wider. Die Gewohnheiten, Sitten und Reden verwirrten ihn jeden Augenblick. Sein verlegnes Wesen und seine verdrießliche Miene bei Tische verstummten seine Nachbarn. Aber als die Köpfe zu brausen begannen, wagte er einen Angriff und sprudelte von Sarkasmen über. Der lang verhaltene Zorn machte sich in Form zänkischer Lustigkeit Platz, und das ruckweise Lachen diente der Empörung zum Schutze.

„Meine Herren," rief endl ch einer der jungen Leute, Emil von Chamfortin, „wir thun Unrecht, Cavanis anzugreifen, er ist viel stärker als wir. Er ist ein Bär, den man nicht wecken darf: wenigstens," fügte er hinzu, „wenn uns nicht nach einer jener vortrefflichen Wahrheiten gelüstet, die er mit der würdigen Grazie des Rhinoceros vorzutragen weiß. Haben wir ihn jedoch zum Reden gezwungen, so ist es auch unsere Pflicht, ihn mit stoischem Gleichmuthe anzuhören, und so lange als möglich Stand zu halten." — Unter den Leichtsinnigen in Lucians Hause bemerkte man auch einen nicht mehr jungen Mann,

dessen wahren Namen Edmund nicht kannte, da er mmer nur mit seinem Vornamen genannt wurde, der indeß auffallend genug war: Cid. Er trug einen ungeheuern Schnurrbart, betrachtete Jeden auf eine unverschämte Art durch eine große Lorgnette, und nahm gegen Alle, außer Chamfortin und Cavanis, eine Beschützermiene an. Uebrigens hatte er ganz das Ansehen eines Duellanten, und mischte sich in jeden Streit, aus dem möglicher Weise ein Duell entstehen konnte.

„Potztausend!“ sagte er oft zu Chamfortin, „es ist nichts leichter, als den Cavanis zum Schweigen zu bringen. Soll ich es übernehmen?“

„Wenn ich Ihnen rathen soll, mein Lieber,“ entgegnete Dieser, „so lassen Sie das sein. Sie wissen nicht, wie weit diese Wilden gehen, wenn sie einmal im Zuge sind.“

Wirklich war Cavanis oft so beißend, daß Alle sich betrachteten, nicht wissend, sollten sie lachen oder verdrießlich sein. Aber Chamfortin zog Alles in's Spaßhafte und verhinderte dadurch jede Unannehmlichkeit. Er hatte Geist, war etwas skeptisch, nicht sehr gewissenhaft, übrigens nicht übel, und durch Edmunds originelles Wesen außerorordentlich angezogen, weshalb er ihm auch stets beistand. Cavanis liebte Emil mehr als alle die Anderen, und die beiden jungen Leute hatten sich gegenseitig schon besucht.

Bei diesen Zusammenkünften, in denen man sich gegenseitig seine sogenannten Liebesabenteuer mittheilte, war sonderbarer Weise nie von Agathe die Rede. Edmund war sehr darüber erstaunt, hütete sich jedoch sehr, seine Ueberraschung zu zeigen. Nur geneckt ward Lucian sehr, und zwar seiner ungeheuern Ausgaben für zwei Frauen halber, deren eine eine ziemlich bekannte Schauspielerin war, während die andere geheimnißvolle Schönheit troß der sorgfältigsten Forschungen in Dunkel gehüllt blieb. Edmunds Unterhaltungen mit Lucian waren ziemlich einförmig; Letzterer sprach nur von Hunden, Pferden, Spiel und dergleichen. Uebrigens verwünschte er seine Tante täglich, war und blieb jedoch ihr Sclave. Wenn das Gespräch auf Agathe kam, ward er sehr mißmuthig, verwünschte sein Dasein, und brach in bittere Klagen darüber aus, von Agathe so unterjocht zu werden.

Cavanis suchte all' Dieses zu ergründen, er stellte alle seine Beobachtungen zusammen, aber umsonst, der Erfolg aller seiner Forschungen war stets: Agathe gebrauchte ihre Macht über Lucian unwürdig, sie ruinirte ihn, betrog ihn vielleicht, zerstörte ein Leben, das sie vielleicht hätte glücklich machen können, und verschwendete die Gelder des zu schwachen jungen Mannes in dem entsetzlichen Laster des Spiels. Er dachte sie sich am grünen Tische, mit glühenden Augen dem ungewissen

Falle der Karten folgend, er sah ihr erhitztes, dann leichenblasses Gesicht, ihre verzerrten Züge, die krampfhaft zusammengepreßten Hände, die mit Schweiß beperlte Stirn, die bebenden Lippen — und er fragte sich, weshalb Gott in die Herzen der nach seinem Bilde geschaffenen Wesen so viel Verworfenheit gelegt habe, und wie bei so schwarzem Inneren ein so engelgleiches Aeußere möglich sei. Umsonst suchte er ihr Bild aus seiner Seele zu verdrängen, es blieb da in seiner Reinheit, und floh eben so wenig, wie ein Sonnenstrahl vor dem Winde flieht.

„Wie sonderbar!" sagte er, „die Thiere tragen ein unverkennbares Zeichen ihrer Grausamkeiten zur Schau; der Tiger hat nie das furchtsame Auge der Gemse, der Wolf wird nie dem Lamm gleichen; ist die Heuchelei, o mein Gott, also nur das ausschließliche Eigenthum der menschlichen Natur?"

Agathens Bild verfolgte unsern jungen Freund stets, trotz aller Gegenwehr. Ein bis dahin ungekanntes Gefühl kämpfte mächtig gegen den Versuch, sie zu vergessen. An die Stelle des Zorns trat die Furcht, ungerecht gewesen zu sein, und der Verdruß über die Richtung seiner Gedanken gegen sie. Er fragte sich ernst, mit welchem Rechte er ihr Geheimniß zu durchdringen suche, weshalb er sich zum Richter einer jungen unbeschützten Frau aufwerfe, weshalb er nach vielleicht

trügerischem Schein urtheile, und sich nicht lieber den süßen Entzückungen des ersten Eindrucks hingebe.

„O!“ rief er, „welche grausame Genugthuung findet der Mensch darin, sein Leben durch Grillen aller Art zu vergiften? Welch' schlechtes, unbezähmbares Element empört sich unaufhörlich in uns gegen die Ruhe und das Glück? Welcher böse Dämon ist an unsere Fersen gebannt, um uns Zweifel, Mißtrauen und Haß einzuflößen?“

Dabei erinnerte sich Edmund, daß seit seinem ersten Besuche bei Agathe schon mehr denn ein Monat vergangen sei.

„Wie unfein!“ sagte er; „was muß die schöne Kranke von mir und meiner Lebensart denken? Der roheste Bauer meines Dorfes würde feiner gehandelt haben.“

Und Edmund nahm sich vor, sein Unrecht wieder gut zu machen. Je näher er jedoch ihrer Wohnung kam, je mehr Zweifel stiegen in ihm auf.

Agathe hatte ihn ja gar nicht gebeten, seinen Besuch zu wiederholen? Das konnte ein Vergessen sein, man konnte es jedoch auch anders deuten. Die Bande, welche sie mit Lucian vereinten, machten diese Zurückhaltung nöthig. Térisy wußte um seinen Besuch, die Wiederholung jedoch sah er vielleicht nicht gern.

Dann wieder hoffte Edmund auf einen günstigen

Empfang. War er nicht ihr Retter? Und ward Lucian böse, was that's? Sollte er beständig vor einem Narren zurückbeben? Sollte er der Sclave eines Gecken sein? Aber es handelte sich wohl nicht um Lucian, was kümmerte ihn sein Zorn und seine Eifersucht? Edmund bot ihr nur zu gern Trotz. Aber konnte Agathe nicht darunter leiden? Es giebt Menschen, die vor wirklichen Gefahren zitternd, sich vor starken Männern demüthigend, ihre ganze Wuth an den schwachen Frauen auslassen.

„Agathe könnte unterliegen," dachte er, „und ich wäre die Ursache ihrer neuen Plagen. O nein, ich kann, ich darf sie nicht wiedersehen."

So ward der arme Cavanis ein Raub der widerstrebendsten Gedanken.

„Aber wie!" rief er plötzlich, „muß sie nicht am Ende glauben, die Einfachheit ihrer Zimmer habe mich abgeschreckt? Wird sie mich nicht für einen jener engherzigen Reichen halten, die beim Eintritt in ein Zimmer nach kostbaren Teppichen, Sammet, Tapeten und werthvollen Gemälden suchen? Oder sie stellt mich unter die Zahl derjenigen Männer, welche sich die Frauen nur in Gaze und Flitterkram eingehüllt denken können, arme Leute, deren Einbildung sich erhitzt, wenn ihr trunkenes Auge auf Atlas, Geschmeide und Gold fällt, deren Herz jedoch bei der rührenden Einfachheit zarter

Anmuth kalt bleibt. Fade Thoren, die Puppen anbeten und ihre Götzen schmähen, wenn ihnen zufällig ein Herz ward. Nein, nein, Agathe muß sehen, daß ich arm bin wie sie, und schmerzlich leiden werde, wenn ich sie nicht wiedersehen darf.

„Uebrigens," dachte Cavanis, „habe ich sie nicht unter den todbringenden Hufen der schnaubenden Pferde hinweggezogen? Und bin ich nicht verpflichtet, derer zu gedenken, für die ich mein Leben wagte? Es ist eine heilige Pflicht, deren Versäumniß mir später oder früher Gewissensbisse verursachen würde."

Glücklich, das letzte Hinderniß überwunden zu haben, setzte er nun seinen Weg weiter fort, und war bald bei Agathens Wohnung angelangt.

9.

Agathe.

Wo war der Friede des ersten Tages geblieben, des Tages, an welchem er Agathe zum ersten Male sah? Noch zögerte er. Agathe war vielleicht ausgegangen, oder Lucian bei ihr! War die Stunde wohl günstig? Edmund blieb unentschlossen stehen; endlich jedoch glaubte er sich von einem müssig und neugierig in seiner Ladenthür stehenden Kaufmanne mit verwunderten Blicken betrachet. Ein Fenster öffnete sich, die lachenden Augen zweier Frauen hafteten auf Edmund, er glaubte sich verspottet, sogar die leblosen Gegenstände schienen ihn höhnisch anzustaunen; es war zu viel, er trat ein.

Das erste lebende Wesen war der ihn freundlich begrüßende Thürsteher, der ihm erzählte, daß Agathe kaum genesen sei und ihr Zimmer noch nicht verlassen habe. —

Edmund erstieg die Treppen. Eine bejahrte Dienerin öffnete und ließ ihn ohne Meldung ein. Er stand vor Agathe. Wie bleich sie war! und wie deutlich las man in ihren bleichen, milden Zügen Seelen- und Körperschmerz! Sie saß arbeitend an einem mit Spitzen bedeckten Tische. Edmund gewahrend, ging sie ihm freundlich und würdevoll entgegen.

„Madame .... mein Fräulein ....“ stotterte Edmund, ungewiß, ob nicht einer dieser Namen sie verletzen könne.

Agathe, ihn errathend, sagte sanft:

„Wie es Ihnen recht ist, Herr Cavanis.“

Diese Gleichgültigkeit überraschte Edmund ein wenig.

„Wenn ich gezögert habe, Sie wiederzusehen, war es nur, weil, indem ich Sie verließ, auch nicht ein Wort mich versicherte, daß die Wiederholung meines Besuchs gern gesehen sein würde.“

„O, verzeihen Sie!“ rief Agathe, „ich litt noch so sehr! Und da Sie so ganz das Recht hatten, mich wiederzusehen, dachte ich an keine weitere Einladung,“ fügte sie gütig lächelnd hinzu; „und war es nicht etwa auch Ihre Pflicht als Retter?“

Das Lächeln gewöhnlich trauriger Frauen ist von nicht wiederzugebender Grazie, nicht dieses bittre Lächeln, diese Bestätigung grausamer Leiden, nein, jenes ent-

zückende Lächeln, das gleich dem Sonnenschein die süße Heiterkeit einer durch Leiden gebeugten Seele zeigt, jener duftige, auf Augenblicke das Ganze erfrischende Hauch. Es scheint, als schmücke sich die Stirn mit ungekanntem Zauber, die Augen strahlen im himmlischen Glanze, den Mund umgiebt wieder belebte Zärtlichkeit, die ganze Person ist in jene schimmernde Poesie gehüllt, welche aufflammt, entzückt und verschwindet. Dieses Lächeln ist dem milden Mondesglanze zu vergleichen, der die dichten Wolken der finsteren Nacht durchdringend, der Erde seine strahlende Klarheit zeigt, und dann entflieht. —

Edmund hatte Agathe noch nie lächeln sehen. —

Dieser neue Sieg vereinigte sich mit dem Wohlklange einer so sanften als frischen Stimme. Er war glücklich, aber sein Glück hatte noch einen anderen Grund, und zwar die Gleichheit seiner Gesinnungen mit denen Agathens über die Ergebung. Ein Wesen hat alles Unglück ertragen, stets geduldet und muthig gekämpft, aber es ist am Ziel seiner Kräfte, es kann nicht länger widerstehen. Die menschliche Energie hat ihre Grenzen, die seinige ist besiegt; es stürzt an einen Fluß, die Wellen schlagen über ihm zusammen, man stürzt ihm nach, es gelingt, es zu retten! Zu retten? Ach! kann man sich dieses Wortes bedienen? Noch ein Augenblick, und der Unglückliche war seiner Qualen

ledig; noch ein Augenblick, und er hatte sich der Barmherzigkeit Gottes anvertraut! Jetzt ist er dem Leben wiedergegeben, aber die Last ist nicht gemindert, es war vielleicht ein Gefangener, der nun auf's Neue an seine Ketten geschmiedet, ein flüchtiger Neger, welcher der blutigen Peitsche des Sclavenjoches übergeben wird.

„Madame,“ sagte Cavanis, „ich muß Ihre Verzeihung erflehen. Legen Sie nicht zu viel Gewicht auf einen Zufall, für den ich mich überreich belohnt fühlen würde, wenn er Ihnen nicht so viel Schmerz verursacht hätte.“

„Ach! es macht mich im Gegentheile glücklich, ohne Aufhören daran erinnert zu werden, daß ich Ihnen das Leben verdanke. Unglücklicherweise bin ich dazu verdammt, mich nie meiner Dankbarkeit gegen Sie entledigen zu können. Weshalb sind wir nicht Alle in dieser Welt durch die Bande gegenseitiger Verpflichtungen vereinigt! Oft habe ich in dieser Zeit mit Herrn von Térisy von Ihnen gesprochen. Ich weiß Alles. Sie haben eine angebetete, Sie zärtlich liebende Mutter. Ihretwegen sind Sie in Paris, und ich bin es, die durch ein beklagenswerthes Mißgeschick für immer Ihre gerechten Hoffnungen auf den General von Saint-Florent vernichtet hat. Lucian hat mir Alles gesagt! — O mein Gott, daß ich Ihnen nicht nützlich sein kann!“

„Ach!“ seufzte Cavanis, „dieses Band werde ich nie brechen können. Wie ist es nur möglich, daß die begabtesten Frauen sich oft den fadesten Männern zu eigen geben?“

Edmund verabscheute es, die Frauen mit plumpen Späßen zu unterhalten. Er gedachte seiner Mutter, und sprach von seinen Kinderjahren, seinen Wanderungen in der duftigen Frische grünender Wälder, von dem majestätischen Schauspiel der Gebirge. Durch Agathens milde Erzählungen ward er ruhiger, und indem sein Glaube sich kräftigte, erheiterte er sich, seiner selbst unbewußt. Auch Agathe erfrischte sich in seinen Reden, und Beide fanden ein Echo, Einer in der Seele des Andern.

„Herr von Térisy schickt mich,“ sagte er, sich seiner Last entledigend.

Edmund betrachtete Agathen aufmerksam. Sie zeigte nicht die mindeste Ueberraschung, zeigte sich weder zufrieden, noch bestürzt, sondern sagte nur:

„Es ist gut!“

Dann rief sie die Dienerin herbei:

„Pierrette, trage die Sachen sogleich an den Dir bekannten Ort.“

„Was ist das für ein Ort?“ dachte Edmund, „wo ist dieser Abgrund, dieser Schlund, welcher die

reichen Gaben Lucians verschlingt? O daß ich diese Tiefen nicht durchdringen kann!“

„Madame,“ sagte er, bemüht, dem Gespräche eine günstigere Wendung zu geben, „ich weiß sehr wohl, daß Sie in sich selbst unerschöpfliche Hilfsquellen gegen die Langeweile besitzen, aber fühlen Sie sich dessenungeachtet niemals allein?“

„O,“ entgegnete sie heiter, „seit ich Sie kenne, habe ich mein Haus auf großen Fuß gesetzt.“

„Ah!“

„Ja, ich habe meine Einsamkeit bevölkert. Ich habe eine Gouvernante genommen; ja, und was noch mehr sagen will: ich habe einen schützenden Engel an meine Seite gerufen.“

„O,“ rief Edmund lachend, „die Gouvernante habe ich wohl gesehen, aber wo ist der schützende Engel?“

„Er ist hier.“

„Hier?“

„Ja, mein Herr.“

„Und wo?“

„Suchen Sie.“

Edmund ging durch das Zimmer. Nahe bei einem Fenster, dessen Laden geschlossen und dessen Vorhang sorgfältig herabgelassen war, bemerkte er eine Wiege. Bei diesem Anblicke durchlief ein plötzliches Zittern seine

Glieder; bittere Gefühle durchzitterten sein Inneres. Kaum wagte er Agathen anzublicken; er fürchtete ihre Verwirrung. Aber er hatte sich geirrt; dieselbe sanfte Freundlichkeit thronte in ihren reinen Zügen.

„Bin ich toll?“ dachte er. „Weshalb suchen wir Männer stets die Schattenseite auf? Eine Frau wie Agathe, ein solcher Engel an Wohlthätigkeit, und ich konnte zweifeln, mich verwundern?“

„Ich habe den Schutzengel gefunden,“ sagte er, „oder vielmehr seinen Sitz; ist er darin?“

„Gewiß.“

„Darf man ihn betrachten?“

„O gern; aber hüten Sie sich, ihn davon fliegen zu lassen, oder wenigstens zu wecken.“

Edmund hob den Schleier und entdeckte das zarte Gesicht eines schlummernden Kindes.

„Wie schön es ist!“ rief er.

„Nicht wahr?“

„Ach, welch' sonderbaren Schmuck trägt er am Halse? ist es ein Talisman?“

Es war eine große, querdurch gebrochene Kamee, auf der man den Kopf einer Kleopatra erblickte, welcher von ausgezeichneter Arbeit und gewiß außerordentlich theuer war.

„Nein, mein Herr,“ entgegnete Agathe sichtbar bewegt, „es ist ein Andenken.“

„Andenken,“ sagte Edmund, „sind oft Talismane.“

Er ehrte dieses neue Geheimniß, und kam auf das Kind zurück.

„Sicher ist es ein Knabe?“ fragte er.

„Ach nein, mein Herr, sondern es ist ein armes Mädchen.“

„Weshalb, Madame, scheinen Sie es zu beklagen, daß es kein Knabe?“

„Ach,“ sagte Agathe naiv, „gäbe es nur Männer auf der Welt, würden nie Mädchen geboren worden sein.“ —

„Dann würden wir zu viel häßliche Gesichter sehen,“ sagte Edmund, die Wiege bedeckend.

„Und noch häßlichere Seelen,“ murmelte Agathe.

„Der Zorn der Frauen gegen die Männer ist nur zu gerecht,“ rief Edmund, „dennoch wage ich zu glauben, daß noch Einige Gnade vor Ihren Augen finden könnten.“

„Ach ja, es ist wahr, ich bin ungerecht,“ sagte Agathe sanft.

„Der Vater dieses Kindes muß stolz auf dasselbe sein.“ —

Agathe trocknete seitwärts eine rinnende Thräne.

„Wie dankbar müssen des Kindes Eltern für Ihre zärtliche Sorgfalt sein,“ fuhr Edmund fort.

„Mein Herr,“ sagte sie mit einem Gemisch von Traurigkeit und Stolz, „dieses Kind ist das meine.“

„Wie?“ rief Cavanis erregt.

„Ja,“ entgegnete die junge Frau, ihn fest mit ihren klaren, tiefen Augen betrachtend.

Obgleich bestürzt durch Agathens friedliche Erklärung, fühlte Edmund dennoch die vorige Bitterkeit zurückkehren; er bemerkte auch um Agathens Lippen jenen ironischen Zug, der ihm schon auf dem Boulevard der Kapuziner aufgefallen war. Wie sonderbar ist unsre Organisation! Edmund hatte über Agathe auch nicht das mindeste Recht. Indessen, die bewundernswürdige Aufrichtigkeit dieses Geständnisses, das er nicht verkannte, machte ihn verwirrt. Agathe war Mutter! Sie schien ihm das Opfer irgend eines unwürdigen Verraths! Tausend verschiedene Empfindungen bestürmten sein Inneres. Zorn, Bewunderung, Ehrfurcht, Verachtung, Neid, Reue, Lucians und Agathens Bild, alles Das wogte so heftig und in so buntem Gemisch durcheinander, daß Edmund, um diesen innern Stürmen einen Ausgang zu gewähren, wider seinen Willen grausam ward.

„Ich beneide das Glück Ihres G mahls, Madame,“ sagte er fast verächtlich.

„Ich bin nicht verheirathet und war es niemals;“ entgegnete die junge Mutter, und sah ihm mit so be-

zaubernder Anmuth in's Auge, daß ein Barbar davon gerührt werden mußte.

Nach dieser ergebenen, mit sanfter Festigkeit gesprochenen Erklärung fühlte sich Edmund entwaffnet und wagte nicht, weiter zu gehen. Heftig wüthend blickte er abwechselnd vom Kinde zur Mutter, und von dieser zu der friedlichen Wiege. In seinen Augen ließ der mit Würde getragene Titel der Mutter die Vergangenheit einer Frau vergessen, mochte sie auch noch so stürmisch gewesen sein. Er hätte gern das weiße Haar einer Greisin geküßt, auf deren Stirn man ein langes Leben voll Ergebung las, und wenn er einer begegnete, die, jung und schön, jeder Huldigung entsagte, um im vollsten Maße ihrer Pflicht als Mutter zu genügen, hätte er sie knieend verehren mögen. Niemals jedoch hatte sein Herz so tiefe Zärtlichkeit für ein so engelgleiches, vielleicht von einem Unwürdigen verlassenes Wesen gefühlt. Von Reue über seine Härte bewegt, betrachtete er Agathen, dieses schöne junge Opfer, die Mutter von wahrscheinlich Lucians Kinde, Lucians, der nur dem Willen seiner Tante folgend, bereit war, eine ehrgeizige Vermählung zu schließen, und diese verlorene, entblätterte Rose zurückstieß, sie dem Elend, der kalten höhnenden Welt preisgebend.

„O wie konnte ich so grausam sein," murmelte er, die weinende Agathe betrachtend. „Und dieser Engel er=

trägt aus Dankbarkeit schweigend meine rohen Bemerkungen, während ich, ohne sie zu kennen, die Rolle des Henkers übernahm!“

Dann erinnerte er sich des Namens Schutzengel, den die junge Frau ihrer Tochter verliehen hatte, und er fand in diesem einfachen Umstande die Merkmale der höchsten Tugenden, die heiligsten Entschlüsse. Er glaubte sich in einem durch ihn entweihten Tempel, den er nicht ohne Büßung verlassen wollte.

Er näherte sich Agathen langsam, indem er, sich tief vor ihr verneigend, sprach:

„Wird mir die Mutter dieses hier ruhenden Engels erlauben, ihn zu umarmen?“

Agathe sah ihn mit ihren feuchten Augen an, und rief die Hände faltend:

„O ja, ja, o gehen Sie sogleich.“

Schnell nahte er der Wiege, und zwar mit der zartesten Ehrfurcht. Er hob den schützenden Schleier und hauchte einen Kuß auf die Stirn des unschuldigen Schläfers, während ihm Agathens entzückte Blicke folgten.

„Leben Sie wohl, Madame,“ sagte er schüchtern, „und erlauben Sie, meinen Besuch bald zu wiederholen.“

Edmunds Bitte, in der sich das Geständniß eines Fehlers mit der Furcht, keine Verzeihung dafür zu erhalten, mischte, bewegte Agathen bis zu Thränen.

„O mein Herr,“ rief sie, „ich bitte Sie, kehren

Sie bald wieder. Sie sind hier bei mir,“ fügte sie, sich auf diese Worte stützend, hinzu, „ich bin hier unumschränkte Gebieterin. Wir werden zusammen von Ihrer Mutter schwatzen. Ach! Sie haben eine Mutter, wie glücklich sind Sie!“

Edmund verbeugte sich tief und entfernte sich.

„O,“ rief er, sich vor die Stirn schlagend, als er sich wieder auf der Straße befand, „weshalb besitze ich nicht Lucians Glück! die Hälfte, ja das Viertel! Und Agathe will ich nur mit meinem Herz.n richten.“

10.

Entmuthigung.

Während Edmund so in Folge eines sonderbaren Zufalles in den Umgang eines Kreises junger Männer geführt worden war, zu denen er, seinem eigentlichsten Wesen nach, durchaus nicht paßte, da er ihre Lebensweise, ihre Lebensansichten und ihre Grundsätze keineswegs theilte, hatte er auch den Verkehr mit Hippolyt und Camill nicht ganz abgebrochen, obgleich das fade, abgeschmackte Wesen der beiden Commis-Voyageurs ihm im Grunde noch weit weniger zusagte, als die lockere Fröhlichkeit der jungen Männer vornehmeren Standes, bei denen sich die geistige Leere wenigstens unter einer sorgsamer polirten Außenseite verbarg.

Zwar hatte er von dem gastlichen Anerbieten Camills, bei ihm zu wohnen, nur die erste Nacht seines Aufenthaltes in Paris Gebrauch gemacht, und sich dann sogleich ein eigenes, sehr bescheidenes Stübchen

gemiethet; allein wenn er sich auch dadurch einer allzuhäufigen oder allzuvertrauten Berührung mit den beiden Handelsjünglingen entzog, so war es ihm, bei der freundschaftlichen Zudringlichkeit derselben, dennoch nicht möglich, den Umgang mit ihnen ganz abzubrechen, obgleich er ihn so weit beschränkte, als dies, ohne beleidigend zu werden, nur irgend möglich war. Auch hielt er es der Klugheit für angemessen, mit ihnen in einigem Zusammenhange zu bleiben, da sie sich eines großen Kreises von Bekannten rühmten, denselben auch wohl wirklich besaßen und ihm deshalb vielleicht bei seinen Bemühungen um irgend ein bescheidenes Unterkommen nützlich sein konnten.

So weit hatte er es in seiner Lebensweisheit bereits gebracht, den Widerwillen, den er eigentlich gegen diese beiden jungen Männer empfand, zu überwinden, um der Klugheit Gehör zu geben.

Uebrigens berechtigten ihn sowohl Hippolyt als Camill keineswegs, sich über ihr Benehmen gegen ihn zu beklagen. Ihr Wesen war nun einmal so, wie es war; abgesehen davon aber, daß er daran kein Gefallen fand, glaubten Beide, sich gegen Edmund sehr liebenswürdig zu zeigen, und thaten dies auch wirklich, doch freilich nach ihrer Weise. Daß diese nicht nach Edmunds Geschmacke war, dafür konnten sie Nichts. Dabei handelten sie in ihrer, wenn auch zudringlichen

Freundlichkeit gegen ihn ohne allen Zwang, wie ohne alle Verstellung. Sie fühlten sich ihm mit wahrem Danke verpflichtet, daß er sie aus einer so „fatalen Patsche“ gezogen, das heißt, ihrem Rücken eine noch derbere Tracht Prügel erspart hatte, als sie ohnehin schon empfingen. Außerdem aber setzten sie eine Art Stolz darein, den „Provinzler“ mit Paris und dessen Genüssen bekannt zu machen, und wenn irgend Etwas an Edmund sie wahrhaft verdroß, so wär es die Hartnäckigkeit, mit welcher derselbe sich weigerte, sie an die verschiedenen vielgerühmten, meistens aber nicht sehr gewählten Vergnügungsorte zu begleiten.

Zwar kannte Edmund weder den Namen, noch den Charakter dieser Orte, an denen die Pariser Lust sich — oft zügellos — austobt, allein eine Art natürlichen Instinktes schien ihn davor zu warnen, und so vermochten Hippolyt und Camill ihn nie zu vermögen, ihnen dahin zu folgen.

Mit dem größten Vergnügen nahm er dagegen ihre Einladung an, wenn sie ihm den Besuch irgend eines Museums, einer Kunstanstalt vorschlugen, und selbst die Billets zu den kleineren Theatern, die sie ihm zuweilen brachten, verschmähte er nicht.

Da sie indeß nicht nachließen, ihn mit Bitten zu bestürmen, sie wenigstens ein einziges Mal an einen der Lustörter zu begleiten, deren Leben und Freuden sie

ihm nicht reizend genug schildern konnten, war er herzlich froh, als eine Geschäftsreise, die erst Hippolyt und gleich darauf auch Camill zu den gewöhnlichen Handelsrunde antreten mußten, ihn wenigstens für einige Zeit vor ihren Zudringlichkeiten bewahrte.

Zugleich hegte er die Hoffnung, nach ihrer Rückkehr ihres Umganges vielleicht ganz überhoben zu sein.

Indessen nahmen Edmunds Angelegenheiten zu Paris keine günstige Wendung. Er war zwar bei einem Banquier beschäftigt, aber seine Stelle brachte ihm Nichts ein. In zwei Jahren vielleicht konnte er erst darauf rechnen. Was sollte er bis dahin thun? Die dreihundert Franken gingen zu Ende; Edmund war jedoch entschlossen, auf keinen Fall seine Mutter um neue Hilfe anzusprechen, welche ihn doch nicht weiter geführt hätte. Dennoch mußte er sein Leben fristen, mochte es auch noch so spärlich sein. Aber wohin er auch dachte, überall stieß er auf die Verpflichtung, eine lange Lehrzeit ohne Lohn auszudauern, und dann, um sich zu etabliren, war Geldbesitz unumgänglich nöthig. Er betrachtete die auf ihren Schemeln an den Straßenecken sitzenden Commissionaire und beneidete ihr Loos.

„Unglücklich," sagte er, „ist Der, welcher von zwei Menschen die erniedrigendste Stellung einnimmt; unglücklich Jeder, der sich über den Andern erheben will.

Jeder trägt seine Leiden, aber Der, welcher die Hitze des Tages duldet, hat er nicht auf eben die Achtung Anspruch, als Du, Künstler oder Gelehrter, der Du wenigstens in Deinen Arbeiten geistige Freuden findest, die der Arbeit des Andern fehlen?“

Einen Augenblick hatte Cavanis die Idee, eine Stellung, die wenig einbrachte, anzunehmen, wo er wenigstens die Aussicht zur Erringung der Medaille hatte, welche das Recht zur Arbeit gab. Denn in der oft verkehrten Organisation des bewegten Lebens ist das Betteln den Menschen ohne Arbeit, und diese ohne Geld untersagt. Statt den Gebrauch der Arme zu erleichtern, erschwert man sie; statt die Mühen der Gutgesinnten zu mindern, sinnt die Staatsverwaltung darauf, neue zu schaffen. Du willst einige Früchte kaufen, um sie den Kindern auf der Straße wieder zu verkaufen? Bezahle! Du willst alte, in den Bächen gesuchte Nägel verkaufen? Zahle eine Abgabe! Du willst Nachts an den Straßenecken Lumpen, Knochenabfälle und dergleichen schmutzige Dinge suchen? O, zahle! Die Verwaltung hütet sich, dem Luxus und dem Wohlstande Abgaben aufzuerlegen, aber sie schämt sich nicht, den Schweiß der Armuth zu ihrem Vortheile zu verwenden. Die Equipagen, Hunde und Pferde des Reichen zahlen Nichts, aber die Karre des Lumpensammlers, der oft kaum im Winter seinen fast

erstarrten Gliedern Ruhe gönnen kann, muß den üblichen Grundzins entrichten. O, mein Gott! weshalb ist doch so viel Verkehrtheit in die Herzen der Menschen gelegt!

Oft dachte Edmund daran, als Stellvertreter eines Conscribirten in die Armee einzutreten. „Das dafür erhaltene Geld,“ sagte er, „würde zu einem kleinen Kapitale für meine theure Mutter anwachsen. Der Sohn des Obersten Cavanis würde mindestens doch bald Feldwebel werden, und dann könnte ich von meinem Solde leben. O, ich erkenne die Nothwendigkeit der Subordination, und meine Obern sollten sich nicht über mich zu beklagen haben. Das Leben in der Garnison ist roh, ich weiß es wohl, aber kann man sich nicht absondern? Ich würde die Arbeit zu Hilfe nehmen oder mich nach Afrika übersiedeln lassen. Aber ich würde auch edle Herzen finden, an die ich mich anschließen könnte. Aber,“ und dabei seufzte er schmerzlich, „müßte ich nicht für immer dem Glücke entsagen, Agathen wiederzusehen? Ach, sind denn unsere reinsten Neigungen stets nur dazu bestimmt, für uns die Quelle bitteren Schmerzes zu werden?“

Eines Abends ging Cavanis bei der großen Oper vorbei und hegte den Wunsch, einzutreten.

„Noch dieser Tag des Luxus!“ rief er eintretend.

Während er zerstreut die Logen des ersten Ran-

ges musterte, haftete sein Auge auf einer noch nicht besetzten, in deren Thür Frau von Saint-Florent, gefolgt von dem General und einer dritten Person, erschien. War es möglich, täuschte ihn sein Auge? nein, es war Plantard, der mit dem selbstgefälligsten Wesen hinter dem General Platz nahm.

„Ach," dachte Edmund, während ein trauriges Lächeln seine Lippen umspielte, „Plantard ist schon mein Nachfolger geworden, und ich werde mich noch glücklich schätzen, einst sein Thürsteher zu sein."

Wirklich irrte unser Freund sich nicht. Auf der Brüstung der Loge stellte Madame de Saint-Florent ihre breiten Schultern zur Schau, während der General, ihr gegenüber sitzend, mürrisch und unzufrieden schien. Plantard hingegen schien nicht umsonst die ganze Anmuth seines Wesens aufzubieten, um Lucians Tante zu gefallen.

Edmund hatte den Mäkler nicht wiedergesehen, aber dieser hatte schon einen Plan entworfen. Edmund hatte versprochen, in acht Tagen zu kommen, Plantard ließ zwei Wochen verstreichen; nun erst hielt er sich für völlig frei, richtete seine Batterieen und begann den Krieg. Er begab sich geraden Weges in das Hotel des Generals. Aber durch Edmunds Erzählungen aufgeklärt, ließ er sich nicht bei dem sogenannten Herrn,

sondern bei der wirklichen Herrscherin melden. Er stellte sich als den Sohn eines alten Kriegers vor, gab vor, selbst gedient zu haben, was seine Richtigkeit hatte, und bat um ihre Fürsprache bei dem General. Plantard hatte die Versagung von Wein zum Vorwande genommen. Er bat, beschwor, war die Demuth selbst, und wagte einige abgeschmackte Schmeicheleien gegen Frau von Saint-Florent. Es giebt Personen, bei denen die plumpsten Lobsprüche angebracht sind. Frau von Saint-Florent versprach Nichts, aber sie fand Plantard nicht übel, ja, sogar interessant. Plantard kam wieder, er kam öfter, man gab ihm einige Aufträge. Jedes Mal bemühte er sich, seine verschlagene Listigkeit mehr zu zeigen. Frau von Saint-Florent sah die Nothwendigkeit nur zu sehr ein, einen zu Allem brauchbaren Mann an der Hand zu haben. Sie wollte ihren schändlichen Plan, Lucian auszuplündern, vor der Welt verbergen, indem sie ihn reich verheirathete. Sie begriff, wie nützlich Plantard ihr werden konnte. Dieser handelte gegen diese eigensüchtige, verkehrte Frau ganz nach den von Edmund entwickelten Grundsätzen. Sein Erfolg war vollständig, denn einige Monate später ernannte ihn Frau von Saint-Florent, mit Einwilligung des Herrn, zum Verweser der ungeheuern Einkünfte des Generals, gab ihm seine Wohnung im Hotel, und erlaubte ihm, zuweilen mit ihnen

in der Oper zu erscheinen, obgleich der General nicht sehr für ihn war.

Eines Tages erfuhr Edmund, daß die Stelle eines Kassirers in einem der ersten Häuser von Paris zu vergeben sei. Sogleich eilte er dahin, sich vorzustellen. Man hätte ihn, auf irgend eine Art empfohlen, sicher angenommen, aber eine Caution von viertausend Franken war unumstößliche Bedingung. Viertausend Franken, gerechter Himmel! woher sie nehmen? Ach, und die Gelegenheit war so schön, und zugleich so selten! Nachdem der arme Edmund lange geseufzt und überlegt hatte, sammelte er alle seine Kräfte und faßte den Entschluß, am nächsten Tage zu Lucian von Térisy zu gehen. Indem er Abends zur Ruhe ging, gedachte er seiner Mutter, des Schutzengels, und selbst Agathens. Am andern Morgen ging er zeitig zu Lucian, welchen er seit einiger Zeit etwas vernachlässigt hatte.

„Ah, guten Morgen,“ rief Lucian, „wie schön, daß Sie kommen! Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen, und langweile mich entsetzlich im Bett. Gestern habe ich zu viel Champagner getrunken, und das ist Schuld daran.“

„O, Sie scherzen,“ entgegnete Edmund; „Sie, der Stärkste bei all' den Orgien, wollen in diesem Tone sprechen?“

„Cavanis," rief Lucian, „es kleidet Sie schlecht, mit mir zu grollen, denn Sie tragen die Schuld meiner Unbehaglichkeit. Jetzt machen Sie sich selten, aber sonst, als man Sie öfter sah, und Sie so traurig waren, mußte man Sie zwingen, sich durch ein Räuschchen etwas zu beleben."

„Ach," sagte Edmund lachend, „ich weiß den Werth dieses Zwanges zu schätzen."

„Wirklich, Sie sollten mir dankbar sein. Aber lassen Sie sehen, weshalb stets dieser finstere Schatten, der an Ihnen nagt? Bin ich umsonst Ihr Freund?"

„Ach, und Sie kannten die Ursache dieses Kummers nicht? Es giebt unter Freunden Dinge, die sich errathen."

„Ach, mein Lieber, das klingt recht gut, aber in der Wirkllichkeit pflegen die guten Freunde eben keine Hexenmeister zu sein."

„Und die Unglücklichen," murmelte Edmund bitter, „wagen nicht Alles zu sagen."

„Aber die Unglücklichen können wenigstens ein Wort fallen lassen."

„Ach, Lucian, das erste Wort fallen zu lassen, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, ist sehr schwer."

„Mein bester Edmund, Ihre Art, zu sein, ist wirklich unerklärlich. Wir laden Sie stets zu uns

ein, Sie schlagen es fast immer ab; wir führen Sie bei unsern Geliebten ein, auf die Gefahr hin, durch Sie, Duckmäuser, verdrängt zu werden; das Alles, um Sie rosenfarbener zu stimmen. Nichts hilft. Im Vertrauen, ist es unsere Schuld?"

„Mein Gott, bester Freund, ich werde Ihnen nie einen Vorwurf dieser Art machen, und heute hat mein Besuch einen ganz andern Grund."

„Geben Sie sich doch dem Gange des Lebens hin, bester Cavanis, genießen Sie gleich uns Ihre schönsten Jahre. Was kümmert mich die Zukunft? Steht es in meiner Macht, sie zu bestimmen? Unsere ausgesuchten Weine, unsere muthigen Pferde, unsere herrlichen, gefälligen Schönheiten, alles Das steht Ihnen zu Dienste. Seien Sie doch unser heiterer, unbesorgter Gefährte und verschonen Sie uns mit Ihren beißenden Bemerkungen und Ihrer übeln Laune. Glauben Sie mir, Frohsinn giebt mehr als Reichthum und Philosophie.

„Ich bin Ihnen für diese Freundschaftsbeweise sehr verbunden," entgegnete Edmund, „aber mein lieber Herr von Térisy, ist das Leben nur der Vergnügungen dieser Art halber gemacht?"

„Ach, ich verstehe," rief Lucian, „Sie sind ehrgeizig, mein Herr Philosoph."

„Ehrgeizig? Ach nein, ich wünschte nur nützlich

zu sein. Ich fühle, daß ich es sein könnte, aber aus Nichts wird Nichts. Sie wissen, daß ich meiner Mutter halber nach Paris gekommen bin; Sie wissen, was mir den Schutz Ihres Onkels geraubt hat, daß ich nur auf ihn rechnete, und jetzt ... jetzt sind meine schwachen Hilfsquellen erschöpft."

„Jetzt hören Sie mich," rief Lucian sentimental. „Edmund, ich bin Ihnen ganz ergeben, Nichts ist süßer, als einen Freund zu verpflichten, zumal wenn es ein verdienstvoller Mann ist!"

Edmund machte eine ziemlich ungeduldige, verdrießliche Bewegung.

„Ich weiß sehr gut," fuhr Lucian fort, „daß ich Ihre Bescheidenheit verletze, aber meiner Treu, um so schlimmer für Sie. Also, mein Freund, öffnen Sie Ihre Ohren. Ich habe einen sehr reichen Onkel, dessen einziger Erbe ich bin, verstehen Sie?"

„Nicht ganz."

„Dieser Onkel ist krank, ich aber bin gesund und jung, während er siebzig Jahre zählt ... verstehen Sie nun?"

„Ein wenig besser."

„Nun, was ist natürlicher, als daß ich, dem Gange des menschlichen Lebens zufolge, in wenigen Jahren der Erbe seines ungeheuern Vermögens sein werde? Und dann sorgt meine achtungswerthe Tante

dafür, mich zu verheiratheu, und reich, das versichere ich Sie. Dann werde ich so glücklich sein, Ihnen meine Dienste anbieten zu können. Bis dahin haben Sie Geduld, Edmund, und zählen Sie auf mich. Ist Ihnen jedoch jetzt mit funfzig oder hundert Franken gedient, so stehen sie zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke Ihnen," sagte Edmund, sich erhebend, „und bitte Sie, mich ohne Unterbrechung anzuhören. Ich verkenne den Werth Ihrer Rathschläge durchaus nicht, aber Geduld ist nicht Jedem gegeben, denn sie setzt die Kraft, zu warten, voraus. Ich danke für Ihr Anerbieten. Aufrichtig gesprochen, war ich gekommen, Ihre Hilfe schon jetzt in Anspruch zu nehmen. Ich habe eine herrliche Stelle in Vorschlag, aber dazu ist eine Caution von viertausend Franken durchaus nöthig. Da rechnete ich denn auf Sie, in der Hoffnung, daß Sie in meine Redlichkeit keinen Zweifel setzen würden. Sie können mir nicht helfen, sprechen wir also nicht mehr davon und leben Sie wohl."

„Seien Sie nicht böse," rief Lucian, „es wäre ungerecht; ach, lieber Edmund, kennten Sie mein Leben — Sie sind tausend Mal glücklicher, als ich."

„Daran zweifelte ich nicht."

„Ach, in der That, so geht's immer. O, glauben Sie, ich wandle nicht auf Rosen. Ihr Leben ist einfach, Sie sind vernünftig, gleichmüthig, während ich..."

„Gewiß," erwiderte Edmund fast in Verzweiflung.

„Sie haben nicht diese Zerstörungssucht, Cavanis, Sie leben von Nichts, denn Ihre Träume und Betrachtungen genügen Ihnen. O, weshalb bin ich nicht eben so organisirt! Aber nein, ich muß fortwährende Anreizung haben; ich spiele alle Abende ein höllisches Spiel und verliere stets. Aber was thut's, ich langweile mich doch wenigstens nicht."

„Es ist wirklich ein außerordentliches Mittel," sagte Edmund, sich der Thür nähernd.

„Setzen Sie sich doch. Zum Teufel, haben Sie nicht einen Augenblick frei? Ich habe auch Sorgen, lieber Edmund. In meiner Stellung, und in Betracht der meiner Familie, muß ich mich anständig betragen. Mein Wagen, meine Pferde, meine schurkischen Diener kosten mich rasendes Geld. Dann sorgt auch mein Schneider dafür, daß sich meine Taschen leeren. Ich bin ihm verpflichtet; denn da ich nicht wie ein Jeder gekleidet sein mag, und nur mit den feinsten jungen Leuten verkehre, die auf so Etwas achten, Sie, mein Lieber, ausgenommen, der Sie von der Höhe Ihrer Philosophie mit Verachtung auf solche Dinge herabsehen; ja also, deshalb muß ich doppelt bezahlen."

„Sie sind wirklich sehr zu beklagen."

„Ach, mein Gott, wenn das Alles wäre! Aber

nein. Habe ich nicht zwei Geliebten? Gerechter Himmel! Habe ich nicht die Agathe Fevrier, die mich zur Verzweiflung bringt? Ach, mein Freund, diese oft so beneideten Stellungen sind mit spitzen Dornen durchflochten."

„Wer Sie beneidet, ist ein Narr," rief Edmund.

„Ach, es ginge Alles noch, wenn ich nur nicht in Schulden steckte."

„Leben Sie wohl, Herr von Térisy, das Gemälde Ihrer vielen Verlegenheiten macht mich verwirrt, zu diesem Allen noch eine so unpassende Bitte gefügt zu haben."

„Also, mein Bester, es bleibt dabei; lassen Sie meinen braven Onkel sterben und mich verheirathet sein, und Alles wird gut gehen."

Edmund zog sich zurück.

„So sind doch alle diese Menschen, die Nichts haben," sagte Lucian, nachdem er sich von Cavanis' Entfernung überzeugt hatte. „Stets bilden sie sich ein, daß unser Geld nur für sie da ist."

„Ich bin unter einem ungünstigen Sterne geboren!" dachte Edmund nach seiner Unterredung mit Lucian.

Von diesem Tage an sahen sich die jungen Leute nicht mehr; wie konnte auch Freundschaft zwischen

zwei so verschiedenen Wesen bestehen? Der Zufall hatte sie zusammengeführt, ohne sie zu vereinigen, der kleinste Zwist trennte sie. Licht und Finsterniß, Wasser und Feuer, der Hase und der Löwe, konnten nicht ungleicher sein.

11.

Ein Duell.

Eines Tages war Cavanis von seinem Principal verschickt, und zwar sehr weit, denn dazu pflegen in der Regel die jungen Leute erwählt zu werden, welche nicht bezahlen. Er durchschritt die elysäischen Felder und suchte umsonst seiner traurigen Gedanken Herr zu werden.

„Die Bäume entfliehen, wie sonst die Götter," dachte er, diesen weiten bebauten Platz betrachtend, „der industrielle Geist verbannt diesen sonstigen Schmuck und Schutz der Städte. Einige Fuß Landes zu verkaufen und mit Häusern zu bebauen, ist auch besser als die herrlichen Schatten eines Baumganges. Die Mitglieder des Raths verdienen, daß man Jedem eine Mauerkrone, mit dem bürgerlichen Eichenkranze umwunden, widmet. Wenn sie eine stinkende Straße um

einige Fuß erweitert haben, sind sie auf dieses große Werk eben so stolz, als hätten sie die Landenge von Panama durchstochen, und doch fiel ihnen dieses nur ein, weil ihr Wagen in der engen Straße zu oft gehindert wurde. Laß Dich überfahren, Fußgänger, Du wirst in das Hospital kommen, wenn dort Platz ist. Und Ihr Andern, verfault in den dumpfen Quartieren, werdet gebrechlich, hektisch, rhachitisch, tragt jenes entsetzliche Zeichen menschlicher Gebrechen zur Schau, damit Ihr die Schönheit und das sorglich gepflegte Aeußere Derer hebt, die sich der Wohlthat einer reinen Luft und eines gemächlichen Lebens erfreuen."

So dachte er, als er von Weitem Lucian in Gesellschaft Chamfortins und des Duellanten daher kommen sah. Edmund konnte dieser Begegnung nicht ausweichen und grüßte die Herren insgesammt sehr höflich. Der Duellant dankte ihm schicklich, Lucian mit Zurückhaltung und Chamfortin herzlich.

„Ei, Cavanis," sagte der Letztere, „was ist mit Ihnen? Weshalb sieht man Sie nicht mehr bei Lucian?"

Lucian hatte also nicht von seiner letzten Unterredung mit Edmund gesprochen. Auf Chamfortins Frage folgte ein peinliches Schweigen.

„Was habt Ihr, Kinder? Was hat sich zwischen Euch verändert?"

Stets dasselbe Schweigen.

„Ach, ich merke,“ fuhr Chamfortin fort, „Euer Himmel hat sich umzogen. Ich weiß nicht, um was es sich handelt, aber ich erkläre Euch Beide für schuldig und verdamme Euch zur Versöhnung und gleichseitiger Ausgleichung.“

„Ich kenne Herrn von Térisy's Beschwerden gegen mich nicht,“ sagte Edmund.

„Und ich,“ sagte Lucian trocken, „habe durchaus kein Unrecht gegen Cavanis begangen; es müßte denn sein, daß es den Herrn gekränkt hat, daß ich ihm kein Geld leihen konnte.“

Bei dieser unfeinen Erklärung erröthete Edmund heftig, Chamfortin wurde sehr verlegen, der Duellant betrachtete Edmund spöttisch.

Dieser jedoch hegte für den alten General eine geheime Dankbarkeit; er hatte den väterlichen und herzlichen Empfang nicht vergessen, welcher ihm dort geworden war, und begriff wohl, daß die Folgen ihres ersten Zusammenseins durch die schlaue Dazwischenkunft der Frau veranlaßt worden waren, welcher der General ganz ergeben war. Der Gedanke hieran kam Lucian zu Gunsten, Cavanis ehrte den Onkel in der Person des Neffen. Er that sich Zwang an und hätte sich gern entfernt, um diese peinliche Lage nicht noch zu verlängern.

Durch Edmunds Zurückhaltung ermuthigt, wandte Lucian die Frage auf ein in anderer Hinsicht nicht minder schwieriges Feld.

Er trat einen Schritt näher und sagte:

„Mein Herr, ich bin entzückt, daß unsere Begegnung mir Gelegenheit verschafft, Ihnen einen Wink zu geben. Sie gehen zuweilen zu Fräulein Agathe Fevrier; Sie werden mich sehr verbinden, indem Sie diese Besuche einstellen.“

Edmund erbleichte in dem Maße, in welchem er vorhin erröthet war. Seine edle Natur hatte sich Lucians gemeine Erklärung ruhig gefallen lassen, aber er ertrug es nicht, den Namen einer Frau in ihren Streit gemischt zu hören.

„Mein Herr,“ rief er, sich zur Mäßigung zwingend, „die Person, von welcher Sie sprechen, hat mich versichert, daß die Wohnung, in welcher sie sich befindet, ihr Eigenthum sei, und mir erlaubt, sie dort zu sehen; ich bedarf also durchaus keiner andern Erlaubniß.“

„Ich habe die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, mein Herr, daß Sie sich da entsetzlich irren, und ich wünsche sehr ernstlich, daß Sie meine Warnung beachten.“

„Mein Herr,“ entgegnete Edmund, „ich mache Ihnen bemerklich, daß, wenn ich zwischen Ihren Versicherungen nnd denen der jungen Dame, von welcher

hier zu so ungelegener Zeit die Rede ist, die Wahl habe, ich jedenfalls der Letzteren den Vorzug geben werde."

„So habe ich also gelogen!" schrie Lucian.

„Ich kann nur meine letzten Worte wiederholen," entgegnete Cavanis.

„Wahrhaftig, Herr Lucian, ich begreife Ihre Geduld nicht," rief der Duellant.

„Mein Herr," schrie Térisy sehr erhitzt, „Sie werden mir Genugthuung geben. Wenn Sie sich weigern, an meine Wahrhaftigkeit zu glauben, so werden Sie sich hoffentlich nicht weigern, sich mit mir zu schlagen."

„Ich werde mich nie mit dem Neffen von meines Vaters altem Freunde schlagen!"

„Zum Teufel, das ist etwas stark," bemerkte der Duellant.

„Meine Herren, meine Herren!" sprach Chamfortin, „sind Sie toll, sich einer solchen Kleinigkeit halber so zu erhitzen? Trennen Sie sich, morgen werden Sie Beide das Lächerliche eines solchen Streites einsehen."

„Aber Herr von Chamfortin," rief der Duellant, „bedenken Sie, wie sehr Herr von Térisy beleidigt worden ist!"

„Ja, ja!" schrie Lucian immer erregter, „Sie wer-

den sich schlagen, oder ich werde Ihnen diese Beleidigung überall wiederholen, wo ich Sie treffe."

„Und ich wiederhole Ihnen, mein Herr," entgegnete Edmund, dessen Zorn auszubrechen drohte, „daß ich mich nicht mit Ihnen schlagen werde."

„Ach, Herr Lucian," rief der Duellant verächtlich, „haben Sie mit dem Herrn Mitleid, denn er stirbt vor Furcht."

Aber kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, als er die beiden schönsten Ohrfeigen erhielt, die je das Gesicht eines Gecken rötheten.

Das war ein Theatercoup. Der Duellant stand unbeweglich und stumm, wie versteinert; er hatte noch nie so feurige Kraft auf diese Art üben sehen. Lucian wechselte die Farbe, sehend, welchem Zornigen er entkam. Chamfortin trat zwischen die Widersacher.

„Sie werden sich mit mir schlagen!" schrie der Duellant wüthend, nachdem er wieder zu sich selbst gekommen war.

„Gewiß! Muß ich mich nicht so lächerlich machen, damit ich diesem Herrn," auf Lucian zeigend, „beweise, daß ich mich nicht aus Furcht weigerte, mich mit ihm zu schlagen?"

„Herr Cavanis," sagte Lucian, „ich werde nicht dulden..."

„Lucian, sei ruhig," flüsterte Chamfortin, „und

preise Dich glücklich, daß dieser Sturm auf einen andern Kopf, als den Deinigen, übergegangen ist."

Bei einem benachbarten Fechtmeister versorgte man sich mit Degen und ging der Allee von Neuilly zu, um hinter einer Mauer oder Hecke einen tauglichen Platz zu finden. Unterwegs fluchte und tobte der Duellant, Edmund blieb ruhig und spöttisch.

„Weil der Herr auf dem Fechtboden zu Hause ist, und es versteht, acht Gypspuppen zu tödten, weil er von diesen friedlichen Gegnern Nichts zu fürchten hat, macht es dem Herrn Freude, den Streit zu suchen, statt ihn zu entfernen. Weil der Herr keine edle Gesinnung kennt, glaubt er, daß man nur aus Furcht zittern kann."

„O, mein Herr, gewiß, ich werde Sie tödten," schrie der Duellant, „ja, das werde ich!"

„Wahrhaftig, das ist möglich," lachte Edmund, „die Gerechtigkeit des Himmels irrt sich zuweilen; aber würden Sie dann weniger erbärmlich sein?"

„Wenn Sie nicht schweigen," schrie der Duellant schäumend, „so werfe ich mich auf Sie, und wir zerreißen einander wie zwei Lastträger!"

„Thun Sie sich keinen Zwang an," entgegnete Edmund; „übrigens erkläre ich Ihnen, daß, wenn Sie die Hand rühren, ich Sie wie einen Wurm zertrete."

Und Cavanis redete in diesem Tone fort, bis sie auf dem Wahlplatze anlangten.

Die üblichen Förmlichkeiten wurden beobachtet, das Duell begann und war nur kurz. Der Himmel wollte einen Tapfern nicht unter den Streichen eines Stutzers erliegen lassen. Der Duellant bekam zwei so tiefe Hiebe in den Arm, daß er die Waffe sinken lassen mußte. Cavanis grüßte die beiden noch ganz betäubten Zeugen und kehrte nach Paris zurück.

„Wir werden von Neuem beginnen, mein Herr!“ schrie der Verwundete.

„Rechnen Sie nicht darauf; ich thue Leuten Ihrer Art nicht die Ehre an, mich zwei Mal mit ihnen zu schlagen, es ist genug an Einem Gange, der Stock genügt.“

„Und dennoch bin ich glücklich,“ sagte er zu sich selbst, seinen Weg weiter fortsetzend, „meine Fechtkünste nicht vergessen zu haben. Das beweis't, daß es auch in der Provinz gute Lehrer giebt.

„Und der Mensch brüstet sich mit dem Vorrechte des Verstandes!“ dachte Cavanis weiter; „ist das Duell nicht der abgeschmackteste Unsinn, den man sich denken kann? Siehe da, zwei Ehrenmänner streiten sich, obgleich sie vielleicht innerlich gleicher Meinung sind; aber um zu beweisen, auf wessen Seite das Recht ist, kennen sie kein besseres Mittel, als sich gegenseitig

die Kehle abzuschneiden. Oder, von einem Schlingel beleidigt, glauben sie sich entehrt, wenn sie ihr Leben nicht der Willkür dieses Schurken Preis geben. Für sie besteht die Ehre nicht darin, so gemeine Schmähungen zu verachten, nein, sie wollen sich noch mehr gegen einen solchen Nichtsnutzigen bloßstellen, der nicht sowohl auf seinen Muth, als auf seine Geschicklichkeit zählt. Und dann, ist es eine Ehre, Jemanden zu tödten oder sein Leben zu wagen? O, wie thörigt war ich! Statt mein Leben Preis zu geben, hätte ich den Elenden besser gezüchtigt, indem ich ihn braun und blau schlug. Aber nein, Lucian war da."

Nun dachte Edmund über die Arten nach, wie es hätte kommen können. Der Duellant hätte ihn tödten und triumphirend den Platz verlassen können. Lucian folgte, ganz stolz, am Arme eines solchen Helden einherschreiten zu können. Man legte Edmund auf eine Bahre. Die Vorübergehenden blieben stehen. „Armer Jüngling!" sagten die Frauen; „der Ungeschickte!" die Männer. Bei der Ankunft dieses Todten holte die entsetzte Wirthin den Polizeicommissair, den Friedensrichter und die Nachbarn herbei. Dieses traurige Ereigniß brachte nur Verlegenheit hervor, man verwünschte ganz laut den unglücklichen Urheber dieser Verwirrung. Man legte den Leichnam im schlechtesten Zimmer des Hauses nieder, die Geistlichkeit des

Kirchspiels verweigerte die Gebete, statt daß man sie hätte verdoppeln sollen. Und hinterließ er nun nicht Geld genug, um die Zweifel der Priester zu lösen, so grub man ihn ein, wie einen Hund, seine Seele jedoch kam nichtsdestoweniger in den Himmel.

Das Duell hatte jedoch für Edmund den wesentlichen Vortheil, Lucian aus seinem Gesichtspunkte entfernt zu sehen, und so wurde er in seinem Verhältnisse zu Agathe Fevrier nur durch seine eigenen Empfindungen gegen dieses liebenswürdige Wesen geleitet. Sie hatte gesagt: „ich bin in meinem Eigenthume," und er glaubte ihren Worten. „Besuchen Sie mich," hatte sie hinzugefügt, und Nichts konnte ihm nun den Eintritt in dieses Asyl versagen, wo Grazie, Güte und Ergebung in stille Leiden in sanfter Ruhe walteten.

Zu Hause angelangt, fand Edmund einen Brief seines alten Freundes, des guten Einnehmers. Unter Anderem enthielt der Brief folgende Zeilen:

„Eine Muthlosigkeit, die Du, mein Lieber, nicht gestehen willst, durchwebt Deinen letzten Brief. Du sprachst lange nicht vom General. Deine Mutter und ich folgern daraus, daß Du Nichts von ihm zu erwarten hast und in Deinen Hoffnungen getäuscht bist. Besonders Deine Mutter legt einige Deiner Ausdrücke auf die Art aus, daß man für Deinen Geist fürchten müsse. Sie bittet Dich, nicht länger von ihr entfernt

zu bleiben. Kehre also zu uns zurück, mein Freund; wir hoffen Dir eine Anstellung in unserer Nähe verschafft zu haben.

„Wir haben einen Verlust erlitten, welcher unter den jetzigen Umständen sehr empfindlich für uns war: wir haben unsern armen Milord verloren. Jeden Tag bei Tische erzählte ihm Deine Mutter von Dir und glaubte, daß er es verstünde. Es schien ihr, als ob der Hund dann traurig würde, und diese Idee hatte sie an das arme Thier gefesselt. Eines Tages nun war Milord verschwunden. Wir haben ihn überall gesucht, aber Alles war umsonst, Niemand hatte ihn gesehen. Wir glauben, er ist uns gestohlen. — Du wirst einiges Geld beigelegt finden, Du wirst es nöthig haben.“

Diese Einladung seiner Mutter, zurückzukommen, machte Cavanis sehr bestürzt. Der Verdruß, an den mütterlichen Heerd zurückzukehren, ohne die Hoffnung gekrönt zu sehen, deretwegen man ihn verlassen, hatte viel Theil daran. Der beste Mensch hat dennoch stets etwas Hochmuth. Er hätte seine Mutter gern wiedergesehen, aber nur unter der Bedingung, bald nach Paris zurückzukehren. Paris übte schon auf ihn jenen unwiderstehlichen Zauber, der sogar Leiden ertragen läßt, denen man, fern von dort, entfliehen könnte. Jeder, der nicht durch übergroße Arbeiten oder tiefe

Neigungen geschützt ist, kann diesem Zauber nicht entgehen. Paris ist für die Ehrgeizigen, Großherzigen und Spitzbuben. Die Charlatans finden hier eine große Menge jener Leichtgläubigen, die für sie geschaffen zu sein scheinen. Die Gelehrten, sowie die Verständigen sind mächtig angezogen, die Einen durch die Vereinigung unerschöpflicher, anderswo vergebens gesuchter Quellen; die Andern durch noble Feinheit, bei welcher der Egoismus unter den gefälligsten Formen versteckt ist. Es ist dies der Brennpunkt, von wo aus alle Gedanken sich in ihren verschiedenen Bestimmungen nach allen Richtungen hin zerstreuen. Man wohnt ihrem Kampfe bei, man mischt sich darein, man siegt oder wird besiegt, und man lebt jenes freie, intellectuelle Leben, das selbst den größesten Städten fremd ist. Endlich, o vortrefflich! bedingt der größere Reichthum das feinere, noch ungekannte Leben. Ohne großmüthiger zu sein, giebt es weniger verletzende Plumpheit. Unerbittlich von dieser, vom Geist beherrschten Welt behandelt, erhält man auch Etwas davon, und eignet sich Gesinnungen an, die in der Provinz zu erlangen, unmöglich ist.

Man mag sich also nicht über den Einfluß wundern, den Paris auf einige Seelen ausübt. Indessen gab es für Edmund noch einen andern großen Anziehungspunkt, und das war Agathe. Ohne die

mindeste Hoffnung, von ihr geliebt zu werden, ohne irgend einen Plan hinsichtlich ihrer, überließ er sich mehr und mehr dem Zauber, welcher die junge Frau umgab. Der Gedanke, sich vielleicht für immer von ihr zu trennen, verursachte ihm grausame Qual; und wie wäre das anders möglich gewesen, wenn er erst in Autun sein Leben in einer zwar nützlichen, aber unbedeutenden Stellung verbrachte? Nur Agathe konnte Balsam in Edmunds schmerzlich blutende Wunde träufeln! Nur sie, die selbst Leidende, konnte das Leiden Anderer mildern.

Und der arme Milord! Auch er hatte Unglück gehabt. Alle Wesen des vor wenigen Monaten noch so glücklichen Hauses litten unter dem allgemeinen Mißgeschick, das über ein so würdiges Dach verhängt worden war.

Einige Tage nach Edmunds Duell befand sich Lucian mit einigen seiner Freunde bei Emil v. Chamfortin. Den Tag vorher hatte man bedeutend gespielt und man sprach noch von verschiedenen Entwickelungen dieses rohen Vergnügens. Lucian hatte, seiner Gewohnheit getreu, viel verloren. Dreitausend Franken hatte er gegen sein Ehrenwort an Chamfortin verloren und noch nicht bezahlt. Er war in Verzweiflung. Aber Emil zeichnete sich durch eine gewisse

Elasticität des Geistes aus, die manchem schlecht erzogenen Menschen eigen ist. Er tröstete Lucian.

„O meine Herren, ersinnen Sie ein Mittel, diesen traurigen Freund etwas zu zerstreuen, der in unsern Armen stirbt. Wir haben Alle gefrühstückt, wie wäre es mit einem Punsche?“

„Es lebe der Punsch!“ schrieen Alle.

Sogleich wurde eine ungeheure Bowle gebracht, der man so unausgesetzt tapfer zusprach, daß die Köpfe sich bald erhitzten.

„Meine Herren,“ rief Chamfortin, „jetzt, wo wir großer Gedanken fähig sind, erlauben Sie mir, über Etwas zu sprechen, was mir so eben in den Sinn kam.“

„Sprich, Chamfortin, und beeile Dich!“

„Zuerst, meine Freunde, gestehet zu, daß wir wie die Wölfe leben. Wir sind Alle so glücklich, die Gunst einer oder mehrerer schönen Frauen zu genießen, aber statt uns durch diese holden Kinder zu erquicken, zeigen wir Einer dem Andern ein Mißtrauen, dessen sich der Großsultan nicht zu schämen brauchte. Wißt Ihr nicht, daß die Gegenwart der Frauen unserer Rohheit Schranken setzen, unsere Sitten verfeinern und veredeln würde? Ich schlage Euch für heute ein Abendessen vor, aber Jeder verpflichtet sich, die Dame seiner Liebe einzuführen. Sollte jedoch Einer von uns zwei

Damen besitzen — das Ungeheuer! — nun gut, er mag sie bringen, die Gesellschaft wird entzückt sein, doch ist Jeder nur zu Einer verpflichtet. So, meine Herren, werden wir unsere Schönen entzücken und uns ein neues Vergnügen schaffen. Und sobald es Abend wird, soll die strahlende Morgenröthe einer neuen Feier von Liebe, Lust und Glück für uns beginnen."

Indem Chamfortin diesen Vorschlag machte, ließ er sich durchaus nicht vom Zufall leiten. An dem Tage des Duells hatte er Dreierlei gehört: Agathe hieß Lucians geheimnißvolle Geliebte, Lucians Recht über sie schien bestreitbar, Cavanis' Aeußerung zu Folge, und endlich kannte Edmund diese Dame vielleicht besser als Lucian. Chamfortin mußte dieses Geheimniß durchdringen und hatte es deshalb mit dem weniger gefährlichen Lucian aufgenommen, da er Cavanis nicht anzugreifen wagte.

Sein Vorschlag wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, und Lucian schien am Entzücktesten. Seine Freunde machten ihm bemerklich, daß er in einer etwas schwierigen Lage sei und daß man nachsichtig gegen ihn sein wolle. Eine Schauspielerin hatte ihn plötzlich und ohne alle Ursache verlassen; er war noch ganz wüthend darüber. Nun blieb noch die geheimnißvolle Schönheit, aber die Einen bezweifelten sogar ihre Existenz, während die Andern Lucians voll=

kommenem Erfolge bei dieser Frau nicht recht trauten. Chamfortin verfolgte ihn ganz besonders mit beißenden Neckereien. Lucian gerieth außer sich, seine Eitelkeit lehnte sich gegen diese Kränkungen auf, der Punsch war ihm zu Kopfe gestiegen, und er schwur, Agathen herzuführen, und stützte seinen Schwur auf eine große Summe, die er im entgegengesetzten Falle zu zahlen sich bereit erklärte.

„Du bietest eine Wette an?“ rief Chamfortin; „Deine Börse hat die Schwindsucht, und Du schuldest mir schon dreitausend Franken auf Dein Wort.“

„Gut,“ rief Lucian, „spielen wir. Entweder bin ich meiner Schuld ledig, oder ich verdoppele die Summe. Wagst Du? Mein Onkel oder ich, Einer wie der Andere, gelten wir nicht sechstausend Franken?“

„Das ist recht schön für die Zukunft,“ entgegnete Chamfortin, „aber wenn Du heute verlierst, wenn Deine Schöne nicht einwilligt, Dich zu begleiten, wer sichert mir dann meine sechstausend Franken? Und was thust Du, wenn Dich Spiel und Liebe verräth?“

„Ich schieße mir eine Kugel vor den Kopf!“ schrie Lucian außer sich.

„Du? Du Dich tödten!“ lachte Chamfortin; „dazu fehlt es Dir an Muth.“

„Glaubst Du?“ sagte Lucian, noch immer trin=

kend; „gut, wir werden sehen. Lebt wohl bis dahin. Ich eile zu Agathe, damit sie bereit ist.“

„Meine Herren, sie heißt Agathe, wie eine andere Sterbliche,“ rief Chamfortin lachend; „ja, ich wußte es schon. Geh, Lucian, eile auf den Flügeln der Morgenröthe, um desto schneller zurückzukehren. Uns, meine Herren, ruft eine ähnliche Pflicht — um acht Uhr mit unsern Schönen im englischen Hotel.“

12.

Beschämung.

Glücklich der, welcher den reinen Strahl eines schönen Weiberherzens mitempfindet, glücklich der, welcher den himmlischen Athem einsaugt, den eine reine Seele um ihn verbreitet. Wie süß ist es, dieser anbetungswürdigen Macht unterworfen zu sein, durch den Himmel zu Gunsten reiner Liebe, heiliger Zuneigung geschaffen; aber der Mensch, zu dessen kaltem Herzen kein Wort, keine Bewegung spricht, dem das Schweigen nicht beredt ist, der zwischen dem Heldenmuthe eines ergebenen Wesens und den Bemühungen eines verkäuflichen Geschöpfes keinen Unterschied macht; dieser ist einer harten Sclaverei unterworfen, denn er geht blindlings in alle schlau für ihn aufgestellten Fallstricke.

Edmunds edle Organisation ließ ihn diese feinen

Unterschidungen leicht erkennen, indem sein biederes Herz ihn die Vorurtheile der Welt verachten ließ. Für Viele waren Agathe und die Geliebten von Lucians Freunden, eine und dieselbe Art Frauen; aber er, durch die Erste angezogen, gleichgiltig gegen die Anderen, erkannte dieses, auf die entsetzlichste Eigensucht sich gründende Recht nicht an. Er eilte zu ihr, bei der seine Gedanken einzig weilten, er wünschte seine Freundin noch einmal zu sehen, ehe für ihn ein freudloses Leben begann.

Eintretend sah er nur die weiße, gleich einem Altare geschmückte Wiege.

Er blieb stehen.

Schwaches, zerbrechliches Schiff, welche Bestimmungen trägst Du? An welchem Ufer wird Dein Gast landen, wenn Du aufgehört hast, ihm nützlich zu sein? Wird ein günstiger Wind ihn stets umwehen? oder wird sein Fuß auf, von Stürmen untergrabener Erde wandeln? Wird er schwach oder stark sein, glücklich oder verfolgt, geliebt oder verachtet? gut oder böse, gerecht oder tyrannisch? Wenn er gut ist, wird er geopfert, und ist er schlecht, erwarten ihn Strafen oder Kronen.

Eine sanfte Stimme rief:

„Herr Cavanis, treten Sie doch näher!“

Edmund erblickte Agathen hinter der Wiege, sie hielt ein Buch in der Hand.

„Sie sind heute ganz unter den Flügeln des Engels,“ sagte er traurig lächelnd.

„Ja,“ entgegnete sie, „ich lese meiner Tochter vor.“

„Wie,“ rief Edmund erstaunt. „Glauben Sie, daß dieser Engel die leichteste Lectüre versteht?“

Agathe ward etwas verlegen, einen Augenblick schwieg sie, die Frage war ihr zu unerwartet. Endlich sagte sie:

„Ich weiß es nicht. Ich habe mir nie genaue Rechenschaft darüber abgelegt, denn ich bin überzeugt, daß ich mich in einem endlosen Labyrinthe verirren würde. Ich ziehe es vor, mich ohne weitere Ueberlegung der geheimen Macht hinzugeben, die es mir so vorschreibt.“

„Nun gut,“ entgegnete Edmund, sich zu ihr setzend, „zergliedern Sie diese Empfindung nicht; aber erzählen Sie mir davon, wollen Sie?“

„O, nein.“

„Weshalb nicht?“

„Ich wage es nicht.“

„Ach, Madame,“ sagte Edmund mit sanftem Vorwurfe. „Sie behandeln mich nicht wie einen Freund.“

„Nun, so hören Sie,“ begann die junge Mutter,

„die Einsamkeit hat mir die Lectüre unentbehrlich gemacht; in den kurzen Freistunden, die mir vergönnt sind, lese ich. Aber meine Erziehung war leider nur unvollständig, und ich sehe zu wenig Menschen, die mir sagen können, welche Bücher gelesen zu werden verdienen. Ich bin also gezwungen, die Wahl meiner Bücher dem Zufalle zu überlassen. Und wissen Sie, was ich da thue?"

„Nein, ich errathe es nicht."

„O, Sie werden mich verspotten," sagte Agathe.

„Daß Gott mich bewahre!" rief Cavanis. „Sprechen Sie, Madame, mein Herz hört Sie."

„Nun, so werde ich Muth fassen. Sobald ich ein neues Buch bekomme, setze ich mich hierher und lese laut. Der Ton meiner Stimme beschäftigt und erfreut das liebe Kind. Niemals schläft oder weint es, wenn ich lese. Seine lieben Augen sind fortwährend auf die meinigen gerichtet. Aber was soll ich sagen? Wirklich, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ..."

„O ich bitte, erzählen Sie weiter."

„Glauben Sie wohl, daß die Meinung meines Kindes mich bestimmt, ob ich das Buch lese oder nicht?"

„Die Meinung Ihrer Tochter?"

„Ja, es überrascht Sie, nicht wahr?"

„Ein wenig, ich gestehe es."

„Ach! sehen Sie, ich wußte es wohl.“

„O, bitte, fahren Sie fort, ich werde Sie nicht mehr unterbrechen.“

Agathe sprach:

„Wenigstens müssen Sie die Einbildungen einer Mutter verzeihen, die nur in ihrem Kinde lebt.“

„Ich schwöre es, Madame, und bewundere Sie mehr denn je.“

„Nun gut,“ sagte Agathe, „wenn ich so bei der Wiege sitze und lese, scheint es mir, als ob eine innige Verbindung zwischen meiner Seele und der meines Kindes sich begründet. Ich glaube, daß meine Empfindungen mir von ihr kommen. Es scheint mir, daß meine Tochter mit meiner Stimme lies't, daß sie richtet, lobt, tadelt. So stieß ich auf Stellen, in welchen der Schreiber sich bemühte, die Natur der Seele von der Natur Gottes zu unterscheiden. Ich verstand nichts, aber ich empfand eine unbeschreibliche Unbehaglichkeit sich meiner Tochter bemächtigen; ihre zarte Stirn ward nach und nach roth, und ihre kleinen Hände bewegten sich unruhig auf dem Leinen. Aber dem Wunsche genügend, diese fremdartigen Eindrücke noch weiter zu verfolgen, fuhr ich fort zu lesen, bis meine Tochter, unzufrieden, daß ich ihren kindischen Zorn so wenig beachtete, zu weinen begann. ... Sie lachen?“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte Edmund.

Agathe fuhr fort:

„Andere Stellen machen einen andern Eindruck auf das liebe Kind. Man möchte sagen, eine düstere Wolke umschleiere es. Je weiter ich lese, je mehr scheint es zu leiden. Seine Wangen werden bald bleich, bald roth. Jedenfalls leidet das reine Gefühl meiner Tochter. Jetzt, da ich diese Zeichen kenne, hüte ich mich wohl, der armen Kleinen Leiden zu verursachen. Ich schlage lieber einige Seiten um, und fahre später fort. Habe ich diese Probe einige Male wiederholt, so schließe ich das Buch und schicke es fort. Mitunter jedoch lächelt mein Kind, und scheint glücklich; aufmerksam und unbeweglich hört es auf jedes Wort. Sie scheint Alles deutlich zu fühlen, dann bin auch ich durch diesen sanften Zauber ganz begeistert. Meine Stimme wird ausdrucksvoller, mein Herz schlägt. So haben wir Beide schon entzückende Stunden verlebt. Wenn ich meine Kleine zu bewegt sehe, halte ich ein, und preise den Verfasser des Buches.“

Agathe schwieg, verbarg ihr Gesicht in den Händen und rief:

„O, wie thörigt bin ich!“

„Madame,“ sagte Edmund tief bewegt, „gewiß, Ihre Tochter ist ein Engel, aber bei Gott, Sie sind der Andere.“

In diesem Augenblicke schellte es. Raschen Schrit=

tes nahte Jemand der Thür, sie ward geöffnet, es war Lucian, welcher kam, um seiner Wette mit Chamfortin zu genügen.

Lucian trat ein und grüßte Agathen zwar sehr dreist, aber dennoch achtungsvoll. Dann Cavanis bemerkend, konnte er eine sehr deutliche Bewegung des Mißfallens nicht unterdrücken. Der rasche Lauf hatte die, durch den bei Chamfortin genossenen Punsch verursachte Erregtheit noch vermehrt. Er hatte Edmund seit jenem Duell nicht wieder gesehen, und auch kein Verlangen danach gehegt. Auf seinem Gesichte war ein großer Verdruß ausgeprägt, er schien zu zaudern und dann schnell auf seinen ersten Entschluß zurückzukommen. Die beiden jungen Leute wechselten einen unmerklichen Gruß.

Agathe bewillkommnete Lucian ziemlich kalt, wies ihm einen Stuhl an, und nahm dann wieder Platz.

„Ich genire sie,“ dachte Edmund.

Und seinem feinen Gefühle für Schicklichkeit nachgebend, sagte er, obgleich es ihm schmerzlich wehe that, zu Agathe:

„Madame, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen empfehle.“

„Herr Cavanis,“ entgegnete Agathe, „wenn nicht irgend eine dringende Angelegenheit Sie abruft, würden Sie mich verpflichten, zu bleiben.“

„Sie scheinen nicht einig," dachte Edmund, „was soll ich nun thun? Aber sie will es..."

Er verbeugte sich schweigend, zum Zeichen seiner Einwilligung, und nahm in einiger Entfernung Platz.

„Mein Herr," sagte Lucian, „ist es nicht unbesonnen, daß Sie vielleicht aus übertriebener Gefälligkeit Ihre Geschäfte vernachlässigen?"

Edmund war sehr verlegen, wie er sich zu benehmen habe. Lucian beleidigte ihn entsetzlich, während Agathe ihn zu bleiben bat. Seine Augen begegneten denen der jungen Mutter, sie baten ihn, Geduld zu haben. —

Es entstand ein Augenblick allgemeinen Schweigens, dem eine Krise folgen mußte.

Agathe schien entschlossen, Lucian de Térisy's Rede abzuwarten.

Edmunds Kopf durchwogten tausend widerstrebende Gedanken.

Obgleich Lucian durch Edmunds Gegenwart entsetzlich genirt ward, beschloß er doch das peinliche, zu nichts führende Schweigen zu brechen.

„Mein Fräulein..." sagte er.

Das Wort „Fräulein" erregte Edmunds heftigsten Zorn.

„Mein Fräulein," fuhr Térisy fort, und zwang sich zu einer freimüthigen, offenen Miene, „ich habe es

gewagt, in einer Angelegenheit, die mir sehr nahe liegt, auf Ihre Güte zu zählen. Mein ganzes Leben hindurch werde ich Ihnen dankbar sein."

Agathens Lippen umspielte lebhafter als je das ironisch bittere Lächeln.

„Reden Sie, mein Herr," entgegnete sie, „ich werde wahrhaft erfreut sein, wenn ich Ihnen nützlich werden kann."

„Mein Fräulein, ich nehme Ihre Nachsicht und Güte in gleichem Maaße in Anspruch," rief Lucian.

„Ich bin überzeugt, mein Herr, daß Ihr Wunsch erfüllt werden kann, ohne irgend Jemanden zu beleidigen."

Die Wendung dieses Gesprächs diente nur dazu, Edmunds Verlegenheit im höchsten Grade zu steigern.

„So hören Sie, mein Fräulein," sagte Lucian sehr unterwürfig, „um was es sich handelt: Ich versammele heute einige meiner Freunde zum Mittagsessen, zur Feier der Wiederherstellung eines derselben. Diese Herren werden in Gesellschaft ihrer Damen erscheinen, welche Alle höchst liebenswürdig und achtungswerth sind. Ach, weshalb soll ich es verhehlen? Dieses kleine, freundschaftliche Fest ist in Wahrheit Ihretwegen veranstaltet. Haben wir nicht einen Augenblick für Ihr Leben gezittert?"

Agathe blickte Edmund dankbar an, welcher ernst dasaß. —

„Haben wir nicht für Ihr kostbares Leben gezittert?“ fuhr Lucian fort. „Sobald ich Sie wiederhergestellt sah, war es mein Wunsch, Ihren ersten Ausgang zu bestimmen, und wenn ich fehlte, indem ich Sie nicht deshalb um Erlaubniß fragte, so verzeihen Sie mir. Wie glücklich würde ich sein, heute bei Tische neben Ihnen zu sitzen, und Ihnen alle Dienste leisten zu können, die man einer geliebten Kranken so gern erweis't. O seien Sie gut. Können Sie in dieser Bitte eine Beleidigung finden?“

„Ich bin heute um so mehr zu Ihren Gunsten gestimmt, mein Herr, als Sie noch nie mit so achtungsvoller Zurückhaltung zu mir gesprochen haben,“ entgegnete Agathe.

„Wie, mein Fräulein,“ rief Lucian, „sollte ich ohne mein Vorwissen so unglücklich gewesen sein, Ihnen zu mißfallen?“

Ohne auf diese Ausrufung zu achten, fuhr Agathe fort:

„Aber Ihre verbindliche Einladung sehe ich mich genöthigt, abzulehnen, ich kenne weder Ihre Freunde, noch habe ich je deren Damen gesehen. Ich würde Allen ein Hinderniß sein. Die durchaus nöthige Einsamkeit, in der ich lebe, erlaubt mir durchaus keine

Theilnahme an solchen Zusammenkünften, weder bei mir, noch anderswo, mein Herr. Haben Sie also die Güte, nicht auf mich zu rechnen."

Nach diesen Worten Agathens empfand Edmund ein seliges Entzücken.

Da Lucians Verfahren nicht ohne Gewandtheit gewesen war, blieb er einen Augenblick wie betäubt über den grausamen Vorwurf, den er in Cavanis Gegenwart hatte erdulden müssen; indessen faßte er sich bald und umschiffte geschickt diese Klippe.

„Mein Fräulein, Sie sehen mich vom Schmerz durchdrungen. Seien Sie großmüthig genug, mich nicht mehr zu beschuldigen. Ach, ich bin weit entfernt, ein so engelgleiches Wesen zu sein, als Sie. Wenn ich mir Ihren Groll zugezogen habe, so rechnen Sie es der Verwirrung über die unerbittliche Strenge, mit welcher Sie mich verfolgen, zu. O, nur darum flehe ich Sie an! Erlösen Sie mich von diesen bittern Gewissensbissen, Sie können nicht so steinhart, so unerbittlich sein."

„Welche Sprache!" sagte Edmund zu sich selbst, „fesselt mich ein Traum? sollte er wagen, so schändlich zu lügen?"

„Mein Herr," sagte Agathe zu Térisy, „wenn Ihre Reue wirklich so tief ist, so trösten Sie sich, ich kenne den Haß nicht. Um so mehr," fügte sie, nach

der Wiege blickend, hinzu, „als mich schon die Gegenwart meines Kindes zur Verzeihung geneigt macht.“

„Ihres Kindes!“ rief Lucian, die bittende Stellung ändernd, die er bis jetzt behauptet hatte.

„Meines Kindes,“ wiederholte Agathe.

Und die junge Frau streckte ihren Arm nach der Seite aus, wo ihre Tochter schlummerte.

Lucian ging ganz betäubt nach der Wiege, und kehrte dann zu Agathe zurück.

„Wie, mein Fräulein, Sie haben eine Tochter?“

Der Schauspieler fiel aus seiner Rolle und der Zorn begann ihn lächerlich zu machen.

„Weshalb,“ rief er, „haben Sie mir bis jetzt verhehlt, daß Sie Mutter sind?“

„Ich habe nie daran gedacht, meine Tochter zu verbergen oder zu zeigen. So lange ich es für gut fand, sie nicht bei mir zu haben, ist sie nicht hier gewesen; jetzt ist sie bei mir und wird nur weggetragen, wenn ich Sie kommen höre, weil die Luft dann aufhört, rein zu sein. Abgesehen davon, mein Herr, muß ich Sie jedoch bitten, überzeugt zu sein, daß Sie in nichts Einfluß auf meine Handlungsweise gehabt haben.“

Edmund konnte seine lebhafte Freude kaum noch mäßigen, er machte deshalb, um sich etwas zu beruhigen, einige Gänge durch das Zimmer.

Durch den Wunsch gereizt, seine Wette gegen

Chamfortin zu gewinnen, und dem Spotte seiner Freunde zu entgehen, hatte Lucian bis jetzt die Wirkung des Punsches unterdrückt, ja noch mehr, er hatte muthig die Schaam überwunden, die Lüge zu gestehen, deren er sich schuldig gemacht hatte. Aber Agathens so ganz unerwartete Erklärung ließ ihn alle und jede Klugheit vergessen. Die Trunkenheit machte ihr volles Recht geltend, er lief wie ein Toller in dem Zimmer auf und ab.

„Ach!“ schrie er, „da sieht man die jungfräuliche Pruderie! Das ist also das Geheimniß dieses schönen Tugendspiegels! Das ist also diese fleckenlose Jungfrau, die bei dem Gedanken schaudert, mit mir und in Gesellschaft meiner Freunde zu Mittag zu essen, und welche deren Geliebten stolz übersieht. O Chamfortin, Chamfortin, wie wirst Du lachen!“

Cavanis' Wuth drohte auszubrechen, er blickte Agathen an; in seinen Augen lag der glühende Wunsch, Lucian aus der Thür werfen zu dürfen. Agathe war ruhig, aber bleich wie Marmor, ihre Augen baten ihn, zu bleiben. Bei dem Geräusch des tobenden Lucian erschien die Dienerin, welcher Agathe das weinende Kind übergab, um es in ein anderes Zimmer zu bringen.

„Welche Unwürdigkeit!“ schrie Lucian. „Und Sie glauben, ich werde wie ein Narr mit mir spielen lassen? Und Sie glauben, ich werde diesen Dank

für die vielen, Ihnen gebrachten Opfer ruhig hinnehmen?“

„Welche großen Opfer haben Sie mir denn gebracht, mein Herr,“ sagte Agathe, vor Bewegung zitternd.

„Welche Opfer?“ rief Lucian. „O! Wer, als ich, überschüttet Sie seit zwei Jahren mit Geschenken jeder Art? Wer hat nie aufgehört, Ihnen alles Das zu schicken, was die launenhafteste Frau befriedigt haben würde? Meubles, Nippsachen, Diamanten, Caschemirs, Seidenstoffe, Spitzen, und was es Schönes gab, nichts ist gespart. O mein Fräulein, ich habe mehr als zwanzigtausend Franken für Sie ausgegeben! Und können Sie mir wohl sagen, was Sie damit gethan haben? Ich habe hier nie die mindeste Spur davon wiedergesehen. Bereiten Sie uns irgend etwa eine Ueberraschung, als Gegenstück zu der, die wir schon gehabt haben?“ fragte er, auf die Wiege zeigend.

„Ach, mein Herr, das erwartete ich,“ sagte Agathe mit schwacher, aber sich mehr und mehr festigender Stimme. „Ja, Ihre Freigebigkeit hat mir große Opfer gebracht. Es sind jetzt zwei Jahre, daß Sie das Atelier besuchten, in welchem ich arbeitete, und Sie beehrten mich gleich mit Ihren Aufmerksamkeiten. Um denselben zu entgehen, entfloh ich einsam in diese Wohnung. Sie wußten meinen Aufenthaltsort zu erforschen. ...

... Seit der Zeit habe ich in der That weder Ihren Besuchen, noch Ihren Geschenken wehren können. Die Wohnung ändern, würde zu nichts geholfen haben; denn nur zu bald würde auch mein neuer Zufluchtsort ausgekundschaftet sein. Ich war übrigens wegen meiner Arbeit an dieses Quartier gefesselt. Ich mußte doch für meinen Unterhalt sorgen, da ich einmal das Unglück habe, geboren zu sein! Mit entsetzlicher Grausamkeit und Hartnäckigkeit von Ihnen verfolgt, mußte ich endlich in Ihre Besuche willigen, um wenigstens frei auf der Straße gehen zu können. Ihre Verfolgungen haben mich jedenfalls compromittirt, aber ich gebe wenig auf das Urtheil der Welt; ich habe mich geduldig ergeben. Sie hatten auch wichtigere Sachen zu bedenken, als den Ruf eines armen Mädchens ohne Eltern und Beschützer. Ihre seltene Einsicht hat nie empfunden, daß ein schmerzlicher Kummer, ein unheilbares Unglück mich unzugänglich für ein Gefühl machte, welches Sie übrigens weder empfinden noch einflößen konnten. Sie hatten es sich durchaus in den Kopf gesetzt, aus Stolz einen so unerwarteten als ungewohnten Widerstand zu besiegen, nnd hofften, mich spät oder früh durch Ihre unangenehmen Geschenke zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Weil alle die Frauen, denen Sie und Ihresgleichen bis jetzt begegnet, in diese Falle gehend, sich Ihren Wünschen fügten, glaubten Sie, es

bedürfe dessen nur auch für mich. Was ich mit Ihren Geschenken gemacht habe? ich habe sie verkauft!“

„Ach, sehr gut,“ rief Lucian höhnisch, „Fräulein zogen vor, sie zu versilbern!“

Agathens Wangen überzog eine plötzliche Röthe.

„Mein Herr,“ rief Cavanis, „sind Sie noch nicht genug beschämt?“

„Sie, mein Herr,“ schrie Lucian mit einer, nur seiner Trunkenheit zuzuschreibenden rohen Kühnheit, „würden mein unterthänigster Knecht sein, wenn ich Ihren Wünschen gemäß, Ihnen Geld geliehen hätte! Uebrigens mit welchem Rechte sprechen Sie hier ein?“

„Mit dem Rechte, welches jedem rechtlichen Menschen gebietet, einen Feigen zur Ruhe zu bringen,“ entgegnete Edmund, sich Lucian nähernd.

„Meine Herren,“ rief Agathe, „vergessen Sie Beide nicht, daß Sie sich hier bei einer Frau befinden. Und Sie, Herr von Térisy, schenken Sie mir noch einige Augenblicke Gehör, ich werde bald zu Ende sein. Ja, weil Ihre Geschenke mir verhaßt waren, habe ich sie alle, ohne Ausnahme, verkauft. Umsonst habe ich Sie jedes Mal beschworen, Ihrer unnützen Freigebigkeit ein Ziel zu setzen, Sie haben meine Bitten nicht erhört. Danach habe ich mich an einen Kaufmann gewendet, der mir sämmtliche Sachen, gleich nachdem ich sie bekommen, zur Hälfte des Preises wieder abgenom-

men hat. Das Ergebniß dieses Verkaufs ist hier, mein Herr, hören Sie? hier in diesem Kästchen. Ich habe nicht einen Pfennig davon verbraucht, sondern mich mit der Hoffnung getröstet, daß der Augenblick meiner Befreiung kommen würde, daß ich einst Sie, mein Herr, zwingen würde, Ihre Gelder zurückzunehmen. Jetzt beträgt die Summe 9500 Francs, theils in Anweisungen, theils in Gold. Nehmen Sie, Herr von Térisy, nehmen Sie schnell. Schlagen Sie es mir ab," rief Agathe ganz außer sich, „so nehme ich Herrn Cavanis zum Zeugen, und werfe sie in die Seine."

In jedem andern Augenblicke würde Lucian gewiß seine Ehre darin gesucht haben, diesen Vorschlag bestimmt von der Hand zu weisen; er würde es auf schickliche Art verwendet, und von keinem Goldstücke Nutzen gezogen haben, auf dem der Unwille, die Verachtung einer Frau ruhete; aber Lucian war nicht mehr Herr seiner selbst. Mit entsetzlichen Beschimpfungen überhäuft, vor Cavanis' Augen entsetzlich erniedrigt, dachte er außerdem noch an die erbärmliche Figur, die er zwischen seinen Freunden spielen würde, welche ihn sicherlich schon mit Ungeduld erwarteten. Die Worte: „neuntausendfünfhundert Franks," erinnerten ihn plötzlich an seine doppelte Verpflichtung gegen Chamfortin, und die Möglichkeit, davon Gebrauch zu machen. Endlich, nach sich urtheilend, glaubte er, Agathe habe nicht im

Ernste gesprochen; er wollte sie also strafen, indem er ihr eine so bedeutende Summe entführte.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, ich bin nicht Barbar genug, diesen äußersten Beweis Ihres Heldenmuthes zu veranlassen. Geben Sie.“

Agathe eilte zu dem Kästchen, ergriff es, und übergab es Lucian mit unverhehlter Freude.

„Zwischen uns, mein Herr,“ sagte Térisy zu Cavanis, „ist nicht Alles abgethan, seien Sie überzeugt, wir werden uns wiedersehen.“

Cavanis zuckte die Achseln und wandte ihm den Rücken.

13.

Eine Orgie.

Lucian enteilte schnell, wie ein Dieb, er war glücklich, einen Ort verlassen zu können, der ihm so harte Prüfungen gebracht hatte. Er lief mehr als er ging.

Auf dem Boulevard begegnete ihm eine bleiche, abgezehrte Frau, die in ihren Armen zwei kränkliche Kinder hielt, sie sprach ihn um ein Almosen an und ging einige Schritte mit ihm.

„Hol' Dich der Teufel, Du Müssiggängerin," rief er, „geh' und arbeite."

Er kam bleich, verstört und ganz unkenntlich im englischen Hotel an. Indessen hatten die vielfachen Erregungen sowie die frische Luft, seine Trunkenheit gänzlich zerstreut, jedoch war er sehr aufgeregt. Seine Freunde waren schon versammelt und erwarteten ihn.

„Was ist Dir begegnet?“ riefen Alle, „was hast Du? sprich!“

„Nichts als Glück, ich habe mich einer Intriguantin entledigt. Chamfortin, ich habe verloren, aber beruhige Dich, ich kann Dich befriedigen,“ rief er, „steh' hier, ich kann bezahlen, ja, sogar borgen, wenn Du willst“ — und er setzte das Kästchen auf den Tisch. „Verzeihung, meine Damen,“ sagte er sodann, zu vier bis fünf jungen, geschmückten Frauen, die ihn bestürzt betrachteten, „verzeihen Sie die Unordnung, in der ich erschien, es wird bald geändert sein. Vom Herzen denn willkommen, meine Vielgeliebten. Nun, Chamfortin, was willst Du, weshalb betrachtest Du mich wie ein Narr mit offenem Munde? Sollte ich zufällig anders aussehen, als gewöhnlich? O, ich erkenne Dich nicht wieder! Geh', laß anrichten, ich habe entsetzlichen Hunger und einen höllischen Durst.“

„Unglücklicher,“ sagte Chamfortin ganz leise, sich ihm nahend, „solltest Du einen schlechten Streich begangen haben?“

„Ach, im Gegentheil, einen vortrefflichen, der mir 9,500 Franks eingebracht hat. Sie sind mein, Chamfortin, hörst Du wohl, mein, also sei ruhig. Komm, wir wollen unsere Rechnung ordnen. Da, mein Freund, nimm Deine sechstausend Franks.“

Aber Chamfortin weigerte sich standhaft, mehr

als dreitausend anzunehmen, und wollte nichts von der Wette wissen.

„Ah!“ rief Lucian, „gut denn, so höre! Ich erkläre mich hiermit als Wirth, und weiche nicht vor Mitternacht. Ich bin Der, dem heute streng gehorcht wird, Euch Allen bewillige ich nur das Recht zu trinken, zu essen, und zu lachen.“

Lucian wollte durch Chamfortin nicht in Freigebigkeit übertroffen werden. Er bestellte ein außerordentliches Diner. Beim Dessert war er wieder vollständig trunken. Er begann tausend Narrheiten, zertrümmerte Gläser und Flaschen, verschwendete Geld an die Bedienung, zerbrach einen Spiegel, und zündete seine Cigarre mit einem Tausend-Franken-Billet an. Endlich überredete er alle Welt zu spielen, man willfahrte ihm. Sein Mißgeschick blieb ihm treu, er verlor Alles bis auf den letzten Heller. Um zehn Uhr sahen seine Freunde sich genöthigt, ihn fortzutragen, er befand sich in einem Zustande von Ueberreizung, der fast dem Wahnsinne nahe kam.

Wenn Gelage bis zur Scheußlichkeit ausarten, so suchen die armen Schelme nicht an öffentlichen Vereinigungsorten Vergessenheit ihrer täglichen Leiden. Die Moral der Glücklichen ist eben so falsch als unerbittlich. Es ist kein Wunder, daß der abscheuliche,

schlechte Wein, den man leider an öffentlichen Orten bekommt, die traurigste Wirkung auf einen schon überreizten,, schwachen Magen hervorbringt. Nicht die Menge, sondern die Beschaffenheit dieser abscheulichen Getränke verursacht die traurigen Schauspiele, von denen man leider nur zu oft Augenzeuge wird. Der Reiche kann kein solches Schauspiel der Trunkenheit geben, er hat einen Wagen, Bedienten, die ihn sorgsam in's Bett geleiten. Und fällt er, so ist es auf prächtige Teppiche; und verliert er die Besinnnng, — so ist es, weil er die Wohlthaten der ewig schaffenden Natur mißbrauchte.

14.

Enthüllte Lügen.

Als Lucian mit dem Gelde Agathens Wohnung verlassen hatte, eilte Edmund an das Fenster und sah ihm nach:

„Der Unglückliche ist halb toll," rief er.

Sich wieder zu Agathen wendend, stieß er einen Schreckensschrei aus. Der heftigen, so lange unterdrückten Bewegung endlich nachgebend, war sie ohnmächtig in ihren Stuhl zurückgesunken. Edmund und Pierrette näherten sie dem Fenster und bemühten sich ängstlich um sie. Ihre Lippen waren bleich, ihre Augen geschlossen, auf ihrer schönen Stirn war in feinen, rothen Umkreisen noch die Stelle sichtbar, an der sie durch die Pferde der Frau von Saint-Florent verwundet worden war. Die Ohnmacht war kurz; wieder zu

sich selbst gekommen, umspielte ein trübes Lächeln Agathens Lippen, Edmund und Pierrette hielten ihre Hände; neben ihr knieend, beobachteten sie sorgsam den Ausdruck ihrer Züge.

„Wo ist meine Tochter?“ fragte Agathe.

Pierrette eilte, sie in ihre Arme zu legen.

„Mein liebes, liebes Kind! Möchtest Du Arme nicht so allein stehen, als ich,“ rief sie, das Kind an ihr Herz drückend und mit Küssen überströmend. „Möchte Dir nie ein Vertheidiger fehlen, der Dich vor Beschimpfungen schützt. O möchtest Du lieber sterben, als ein dem Deiner Mutter gleichendes Geschick kennen lernen.“

Plötzlich rief sie:

„O, laßt mich weinen, das wird mir wohlthun.“

Endlich ward sie ruhiger:

„Wie glücklich bin ich, Herr Cavanis, daß der Zufall Sie gerade heute zu mir führte. O, ich bin von einer großen Last befreit!“

„Wie so, Madame?“ fragte Edmund.

„O glauben Sie nur, daß ich meine Stellung nicht verkenne.“

„Es that mir weh, Madame, daß Sie mir nicht erlaubten, diese entsetzliche Scene zu enden.“

„Ach,“ entgegnete Agathe, „ich litt sehr und dennoch war ich glücklich; je schrecklicher die rohen Be-

schimpfungen Lucians waren, je leuchtender trat die Wahrheit hervor.“

„Weshalb machten Sie mich nie zu Ihrem Vertrauten?“ fragte Cavanis. „O hätte ich einen Augenblick lang geglaubt, daß Sie des Schutzes bedürftig wären ...“

„Ja, ich weiß es wohl, Sie würden mir den Ihrigen nicht versagt haben, aber ich konnte, ich durfte Sie nicht darum bitten, und Sie konnten und durften mir es nicht anbieten.“

„Verwünscht seien alle diese Rücksichten, die man in der Welt nehmen muß!“ rief Edmund.

„Nein, man muß [illegible] nicht verwünschen. Sehen Sie, würde die umständlichste Erzählung Ihnen die Aufschlüsse gegeben haben, welche Ihnen durch diesen stürmischen Auftritt geworden sind?“

„Agathe, theure Agathe, Sie bedurften bei mir keiner Rechtfertigung.“

„Und ich wünschte Ihnen gegenüber eine solche, Herr Cavanis, Ihnen gegenüber, dem ich das Leben wieder danke. O, ich erkannte am ersten Tage Ihr edles Herz, und Ihre von der dieses Unglücklichen so verschiedene Seele.“

„Welches erbärmliche Wesen!“

„Man muß ihn beklagen,“ sagte Agathe. „Mein Gott, o mein Gott,“ rief sie dann, von Entzücken

fortgerissen, „er wird nicht wieder kommen! Es ist zu Ende, für immer, ich werde nichts mehr von seiner unerträglichen Freigebigkeit zu leiden haben! Ich habe nicht mehr nöthig, über dieses Kästchen zu wachen, das ich täglich mit Angst sich füllen sah! O Himmel, wenn man es mir gestohlen hätte, was wäre aus mir geworden, Herr Cavanis? Wer hätte mir geglaubt, daß ich die Wahrheit spräche? Aber jetzt bin ich frei! ganz frei! Und auch das habe ich Ihnen zu danken, denn, wären Sie nicht zugegen gewesen, würde die Entwickelung eine ganz andere gewesen sein. Sicherlich würde ich ebenso beschimpft sein, aber meine Antworten würden gleich so vielen andern, in der Einsamkeit meines Zimmers verhallt sein. Herr von Térisy würde mich, aufgebracht über meine Weigerung, verlassen haben, um morgen und dann täglich wiederzukehren. Ich sahe es, als er eintrat, daß ihm ein Plan im Kopfe herumging und er sich Muth getrunken hatte. Er wollte mir gegenüber die Rolle weiter spielen, die er gegen Sie angenommen hat, und rechnete auf seine Fertigkeit im Lügen. O, alle diese Leute haben kein Herz!“

Edmund lächelte unwillkürlich. Agathe fuhr fort:

„Aber Ihre Gegenwart verrückte den ganzen Plan. Und ich ergriff diese mir vom Himmel gesandte Gelegenheit, mein Herz vor einem gerechten und ehren=

werthen Zeugen seiner Last zu entledigen. O ich habe es nur zu gut gemerkt, daß Sie neulich ein für mich sehr demüthigender Verdacht beschlich ..."

„O verzeihen Sie, Agathe, ich beklagte Sie, ohne Sie jedoch zu verdammen."

„Und ich wünschte diesen Verdacht zu zerstören," rief Agathe. „Ich gründete meinen Muth auf Herrn Lucians Verwirrung. O wie groß war meine Freude, ihn vor Ihren Augen beschimpfen zu können. Nur einen Augenblick lang kam ich mir etwas egoistisch vor."

„Egoistisch? Sie? und wann, theure Agathe?"

„Ja, als Sie mich verlassen wollten, bat ich Sie zu bleiben. Erst später bedachte ich, wie unklug ich gehandelt hatte, Sie einander gegenüberzustellen, nach den Vorgängen der letzten Tage."

„Wie, Madame, Sie sind unterrichtet?"

„O, Sie hatten mir nichts davon gesagt," rief Agathe etwas vorwurfsvoll. „Und wie habe ich Sie bedauert, gezwungen zu sein, von ihm Geld zu leihen."

„Ich hätte Geld von ihm geliehen?"

„Ja, und dann, ich weiß nicht unter welchem Vorwande der Unglückliche Sie zum Duell gefordert hatte. O wie ungerecht ist der Himmel zuweilen, der es geschehen ließ, daß Sie entwaffnet wurden."

„Ich entwaffnet? wie? durch ihn!" rief Edmund überrascht.

„Wie," sagte Agathe ganz erstaunt, „sollte er gelogen haben?"

„Es ist nicht ein wahres Wort daran, es ist eine abscheuliche Lüge!"

„Ich Ungeschickte!" entgegnete Agathe, „wie konnte ich nur daran zweifeln?"

Hingerissen durch seinen Unwillen gegen Lucian, erzählte Edmund, ohne etwas zu verhehlen, seine ganze Unterredung wegen der gewünschten Caution, und dann die Geschichte des Duells. Die junge Frau hörte mit immer regerem Interesse zu, und sagte dann:

„Vergessen Sie diesen nicht allein herzlosen, sondern auch ganz schlechten Menschen. Nichts an ihm ist Ihres Zornes würdig, den Sie für ernstere Verhältnisse aufbewahren mögen. Aber, ich habe fast den Wunsch, Ihnen eine Pflicht aufzuerlegen."

„O ich bitte, reden Sie."

„Noch vor Kurzem, Herr Cavanis, boten Sie mir Ihren Schutz an, jetzt bin ich es, die Sie darum bittet," sagte Agathe mit reizender Anmuth, „wollen Sie mein Bruder sein?"

„Madame," sagte Edmund, plötzlich an seine traurige Lage erinnert, „weshalb kann ich Ihnen mein Leben nicht zum Opfer bringen. Wie freudig gäbe ich es hin, wenn es Ihnen nützen könnte!"

Und einen leichten Kuß auf Agathens ihm dar=

gereichte Hand hauchend, neigte er sich, Abschied nehmend.

„Wie, schon?"

„Es muß sein," sagte Edmund.

„Sie haben Sorgen, Herr Cavanis, ich kenne einige davon, aber verzagen Sie nicht. Hoffen Sie im Gegentheile, der Himmel ist gerecht, jetzt glaube ich es."

„Leben Sie wohl, Madame, leben Sie wohl."

„Sie werden mich nicht verlassen, Sie werden bald zurückkehren?"

„Vielleicht."

„Weshalb vielleicht?" rief Agathe unruhig.

„Sie wissen," entgegnete Edmund traurig, „daß nichts in der Zukunft gewiß ist, selbst nicht die nächste Minute."

„Aber ich wünsche, daß Sie morgen wiederkehren, mein Herr!"

„Nun, wohl," rief Edmund, „das ist vielleicht nicht unmöglich."

„O schön, hören Sie mich, Herr Cavanis, ich fühle mich jetzt so frei und so glücklich, daß ich wünsche, Sie möchten dieses Glück ein wenig mit mir theilen. Wollen Sie morgen mit mir frühstücken? O wir werden Alle an diesem kleinen Tische sitzen, auch mein

Kind soll dabei sein, — wie herrlich wird das werden? Nun also, Sie willigen ein!“

„Nein, Madame, nein, ich kann nichts versprechen, nur daß mein letzter Gedanke Ihnen und meiner Mutter geweiht sein wird.“

Und er ging.

„Edles Herz,“ sagte Agathe, „und meinetwegen ist er so unglücklich. Meinetwegen, die ich ihm nichts geben kann. O weshalb mußte ich Lucian das Geld geben, es hätte Cavanis von jeder Sorge befreit. Unglückliche Reizbarkeit, falscher Stolz! Ich habe mich der Mittel beraubt, ihm vielleicht das Leben zu retten...“

Plötzlich klopfte sie in ihre feinen, weißen Hände:

„Welcher Gedanke! O mein Gott, welcher Gedanke! ... Ja, ja, es geht. ... Weshalb habe ich nicht schon früher daran gedacht. ... Schnell, schnell, es darf kein Augenblick verloren gehen.“

Sie nahm Hut und Tuch, ging an den Schreibtisch, ergriff einen kleinen Kasten in rothem Maroquin und verließ das Zimmer. Es war ihr erster Ausgang.

15.

Selbstmord.

In einem Hôtel garni der Straße Poissonnière sehen wir wenige Stunden später einen jungen Mann in einem kleinen Mansardenstübchen des fünften Stockwerkes sitzen. Diese Zimmerchen, von einem geizigen Eigenthümer zum Wohnen eingerichtet, und verhältnißmäßig theurer als die großen Quartiere vermiethet, sahen viel Elend, manche Hoffnung. Der Arbeiter ruht hier von seinem mühsamen Tagesgeschäfte, frische Schönheiten verlieren ihren Glanz in dieser dunstigen Atmosphäre, die Jugend hegt fromme Hoffnungen, denen sie nur zu bald entsagt. Da denken bei ihren qualmenden Lampen die meisten Männer, deren Namen in der Zukunft verzeichnet sind. Man beginnt dort oft rein und großmüthig, und wird später eigensüchtig und verschro-

ben. Mancher erblickte hier das Licht der Welt, dem ein günstiges Geschick eine freudigere Zukunft öffnete, während das Auge manches Andern hier im letzten Kampfe brach, dessen früheres Leben von Glanz und Luxus umstrahlt worden war. Alle diese Freuden und Schmerzen, diese Hoffnungen, Illusionen, Lieben, Entzückungen des schönen Alters, und diese finstern Entwickelungen scheinen bestimmt, die kalten Bewegungen der sichtbaren Welt zu glätten.

In einem dieser kleinen Räume also befand sich ein junger Mann, es war unser Freund Cavanis. Sein glühender Kopf ruhte in beiden Händen. Die Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Er befand sich in einer jener Lagen, in denen wir das Gute, was uns begegnet, verachten, weil es zu früh oder zu spät kommt, um uns noch erfreuen zu können. Er fühlte, daß sein Herz ihn glühend zu Agathe zog, und daß das ihre sich ihm mehr und mehr öffnete. Aber sein grausames Geschick wollte, daß, je mehr sein Horizont sich in dieser Hinsicht aufklärte, je reiner und besser ihm Agathe erschien, je mehr Wolken thürmten sich über seinem Haupte zusammen, je trostloser erschien ihm seine Zukunft. Er hatte von einer mit Anmuth und Tugend geschmückten Freundin geträumt, sie war da, und die Pflicht untersagte ihm jede, auch die kleinste Näherung. Was hatte er ihr zu bieten gegen die

entzückende Glückseligkeit, die er in der Zukunft vor sich sah? Je glücklicher er auf der einen Seite war, je unglücklicher schin er in anderer Hinsicht. Cavanis' Grundsätzen zufolge handelte der Mann unsinnig und schlecht, der sich mit einem geliebten Wesen verband, ohne ihr eine sorgenfreie, unabhängige Zukunft sichern zu können. Schlecht war Edmund nicht, unsinnig würde er gewesen sein, hätte er willenlos dem Zuge seines Herzens folgen wollen. Aber war es möglich, dieses Gefühl zu besiegen? So leicht, als man den Platz eines Gemäldes verändert, kann man kein geliebtes Bild aus dem Herzen verbannen. Wenn die Liebe nicht durch die Macht äußerer Formen, sondern durch Anmuth der Seele in unser Herz gedrungen ist, übt sie eine ewige Herrschaft. Ueberrascht, hatte sich Edmunds kräftige Natur einschüchtern lassen, und die ihr nicht fehlenden Kräfte zum Widerstande dienten jetzt nur dazu, sie zu unterdrücken.

Durch tausend peinliche Gedanken gequält und gemartert, erhob sich Edmund plötzlich, wie durch eine heftige Gemüthsbewegung erschüttert. „Also," sagte er, sein Haar durchwühlend, „meine Seele dient mir nur zum Leiden. Alles ist wider mich, umsonst ist selbst mein Muth."

Er trat an das offene Fenster. Die frische Luft that ihm wohl. Die schönste Nacht ruhte über der

Erde, der Himmel strahlte in Millionen Sternen. Er bewunderte traurig dieses herrliche Schauspiel.

„Ach," rief er schmerzlich, „Jahrtausende vergehen, dieselbe Ordnung herrscht da oben; weshalb denn hier unten der stets wiederkehrende Kampf? Giebt es kein Mittel für die Menschen, sich gegenseitig zu verstehen?"

Beim Scheine des leuchtenden Vollmonds legte er seine Hände auf die Zweige einer sein Fenster zierenden Myrthe, und fühlte sich beruhigter, indem er dieses frische, vom Nachtthau geküßte Laub berührte. Er bemerkte ein Insekt, das auf den Blättern seine Nahrung suchte. Schon bog er den Finger, es auf die Straße zu schnellen, aber er hielt inne.

„Armes, kleines Ding, giebt es auch für Dich eine Bestimmung? Und während Du nur daran denkst, Dein trauriges Dasein zu fristen, hätte Dich ein böses Geschick zu mir geführt, um durch eine tausendfach stärkere Kraft als die Deine, zerschmettert zu werden? Es ist wahr, Du verdirbst meine Myrthe, aber bist Du der natürliche Feind dieser Pflanze? Bist Du ein rastloser Zerstörer, oder folgst Du nur Deiner Bestimmung, zu leben? Der Mensch verfolgt Dich, aber der Mensch, Alles nach seinem Gesichtspunkte beurtheilend, er lehnt sich gegen das ganze Weltall auf, während er auch nur ein kleines, im Allgemeinen verschwindendes

Insekt sein könnte. Er dünkt sich mehr als Du, und ist es, aber wenn man aufhört, Euch zu vergleichen, was wird er dann? Der Fall eines Baumes tödtet, der eines Felsens zerschmettert ihn, der Strahl der Sonne macht ihn toll. Was ist er neben den Flüssen und Bergen? Die Ueberschwemmungen reißen ihn mit fort, da schwimmt er machtlos mit seinen Meublen, seinem Hause, seinem zertrümmerten Hab' und Gut. Seine Füße treten Dich in den Staub, aber laß ein Erdbeben kommen, und er, und seine prächtigen Städte versinken mit Dir in den Abgrund. Armes, unmerkliches Geschöpf, Deine außerordentliche Kleinheit setzt Dich der Gefahr aus, von unzähligen andern, mächtigern Naturen vernichtet zu werden. Hast Du umsonst Deinen Platz in der Schöpfung unseres gütigen Gottes?

„Ach, was es auch sei mit diesen Geheimnissen, ich habe das Recht, eine Last von mir zu werfen, die ich nicht zu tragen vermag. Die Theoretiker bemühen sich umsonst, eine Handlung zu entehren, durch welche man sich eines dauernden Unglücks entledigt. Wenn zu leben, das Recht des Menschen ist, so ist das Sterben nicht minder sein Recht.

„Es bleibt mir nur eins übrig," rief Edmund, „ja, ich muß," murmelte er, sich einem Schreibtische nähernd, in welchem verschiedene Briefe lagen. „Sei fest, wisse mit Muth zu sterben. Zuerst jedoch mögen

die Briefe meiner Mutter brennen, es wäre schrecklich, wenn diese Zeugen so grenzenloser Zärtlichkeit in fremde, gleichgiltige Hände fielen. Gesagt, geschehen. Traurig sah er dem zerstörenden Elemente zu. Die erst noch schwärzlich scheinenden Schriftzüge verzehrten sich nach und nach, bis sie zuletzt ganz verschwanden. Edmund sah nur noch etwas weißliche Asche, er wendete sich seufzend ab.

Er nahm Papier, um an seine Mutter, und den guten, väterlichen Freund zu schreiben. Aber plötzlich stieß er das Schreibgeräth zurück. „Wozu," rief er, „wenn man sich von der Erde losreißen will, wozu das Alles noch? Und wie in Worten die geheimnißvollen unaussprechlichen Gründe dieser letzten Handlung erklären? Weshalb ihnen ein Andenken hinterlassen, das ihren Schmerz unaufhörlich wecken würde, während er sonst sich nach und nach beruhigt?" — —

Cavanis öffnete ein Fach, und nahm ein Paar Pistolen heraus. Er untersuchte sie genau, und fand, daß sie in völlig gutem Zustande waren. Er lud sie langsam. „Lebt wohl, geliebten Jugendträume, lebe wohl, Du schöner, grüner Rasen, lebt wohl, Ihr schweigenden Wälder, all' Ihr Freuden meiner Kindheit, Ihr Hoffnungen meines Lebens. Lebe wohl, Mutter, und Du, Agathe, lebe wohl!" — Edmund war ruhig und ent-

schlossen. Er betete inbrünstig, sah gen Himmel und legte die furchtbare Waffe an. —

Noch ein Augenblick und Alles war vorbei!

Plötzlich hörte er ein Geräusch; rasche Schritte ließen sich hören; man pochte heftig, und rief seinen Namen. Ueberrascht hielt er inne und öffnete. Ein Lakai des Generals von Saint-Florent trat ein, und wich entsetzt zurück, als er Edmund, noch immer mit der Waffe in der Hand, sich gegenüber sah.

„Mein Herr,“ sagte er endlich, „mein Gebieter, der General von Saint-Florent, durch Krankheit an sein Zimmer gefesselt und außer Stande, zu schreiben, bittet Sie inständig, sogleich zu Herrn Lucian von Térisy zu gehen. Es ist ein großes Unglück geschehen! Herr Lucian hat sich erschossen!“

„Was sagen Sie? Ist es möglich?“ rief Edmund entsetzt.

„Der General bittet ferner,“ entgegnete der Diener, „die Vergangenheit zu vergessen, und die Güte zu haben, sich, von Herrn Lucian kommend, in unser Hotel zu begeben. Der Herr General glaubt sich bei all' den zu erfüllenden traurigen Pflichten nur durch Sie würdig vertreten.“

„Sagen Sie Ihrem Herrn,“ entgegnete Cavanis, „daß ich mich beeilen würde, alle seine Wünsche zu erfüllen und daß ich ganz zu seinem Befehle stehe.“

Der Lakai zog sich zurück.

Edmund schloß die Thür, entlud die Pistole und legte sie auf den Tisch, indem er verächtlich die Achseln zuckte. Er blieb einige Augenblicke in sich versunken und ermannte sich dann plötzlich.

„Die Wahnsinnigen!“ rief er, „sie verderben sogar den Selbstmord! Sonst das letzte Mittel starker Naturen, war es das untrügliche Mittel, seinem Herrn einen des Gehorchens müden Sklaven zu entführen. Jetzt läßt der Wunsch, heroisch zu erscheinen, die schwächsten Feiglinge zu diesem Mittel greifen; ja, ich glaube, Gott verzeihe es mir, sie wären im Stande, sich zu ertränken, weil ihr Zeisig davon flog, oder ihr Hündchen starb.“

So sprechend, legte Edmund die Waffe weg, von der er einen so finstern Gebrauch hatte machen wollen.

„Ja,“ fuhr er, heftig auf den Tisch schlagend, fort, „man sollte den Reichen für immer brandmarken, der sich tödtet. Gott! sich nur aus Langeweile tödten! aus Eitelkeit! o, es ist entsetzlich. O ihr Thoren! tröstet die Betrübten, helft den Unglücklichen. Eure Tage werden friedlich verstreichen und des Nachts wird der Schlaf Euch nicht fliehen. Und Ihr Steinherzen, die Ihr über Eurem Gelde wacht, Gott hat Euch verflucht, und recht daran gethan; aber was kümmert Euch

ein Fluch, der Euch erst in einer ungekannten Welt erreichen kann?“

Edmund ordnete seinen Anzug und fuhr fort:

„Die Leute, welche Equipagen, theure Pferde, Paläste in den Hauptstädten, Schlösser in der Provinz, kurz, Alles besitzen, was die ausgesuchteste Eitelkeit befriedigen, den Geist erquicken kann, o, die legen es oft darauf an, sich zu zerstören. So mußten wir also leben, wir unglücklichen Sträflinge, die wir ohne Hoffnung auf Befreiung eine drückende, hemmende Kette tragen.

„Gut,“ rief er, seinen Hut bürstend, „so will ich leben, leben, weil der Himmel duldet, daß die Thoren dem Tode das Blendwerk rauben, womit ich ihn umkleidete, und muthig gegen die tausend Kümmernisse eines fehlgeschlagenen Lebenslaufes kämpfen. O ich habe es nicht gewollt! Dieser Lucian hatte wirklich Ursache, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich glaubte alle meine Illusionen verloren zu haben, eine war mir geblieben. Weshalb sollte ich mich jetzt tödten? Sind es die Menschen werth, daß man sich mit ihnen beschäftigt? Was können mir ihre Injurien anhaben, was kümmert mich diese Heerde selbstsüchtiger, falscher, unbeständiger und dummstolzer Wesen?“

Edmund verließ sein Zimmer, an der Thür übergab ihm der Portier einen ziemlich umfangreichen Brief.

Edmund öffnete ihn, es war nur ein Umschlag; aber zu seinem größesten Erstaunen enthielt dieses stumme Papier fünf Anweisungen, jede zu tausend Franken. Vergebens besichtigte Cavanis es von allen Seiten, um ein Wort zur Lösung dieses Räthsels zu finden. Es ist wahr, ein Name schwebte seinen Gedanken vor, aber nein, es war unmöglich! Aber die Zeit fehlte ihm, um die Quelle einer Großmuth aufzusuchen, deren Schöpfer sich so sorgsam verbarg, als habe er ein Verbrechen begangen. Edmund eilte ungesäumt nach Lucians Wohnung.

16.

Die Beerdigung eines Selbstmörders.

Welch einen Anblick gewährten die Zimmer dieses Unglücklichen! Nichts bezeugte hier den stoischen Muth, der die großen Entschlüsse begleiten sollte. Man fühlte sich nicht von der tiefen Ehrfurcht, welche ein großes und edel getragenes Unglück unwillkürlich einflößt, ergriffen. Ueberall herrschte entsetzliche Unordnung, man erwartete den Besuch des Magistrats, welcher diese traurige Sache leiten mußte. Zerbrochene Stühle, umgeworfene Meubles, zerstreute Papiere, umherliegende Kleidungsstücke, Alles bezeugte die beklagenswerthe Erbitterung, deren Raub der arme, schwache junge Mann war, als er auf so traurige Weise endete. Es war erwiesen, daß Lucian sich in einem Anfall von Wahnsinn getödtet hatte. Trunkenheit, Aufgeregtheit und Scham vor sich selbst; beschränkter, unedler Stolz hatten ihn zu

diesem äußersten Schritte gebracht. Der halb beklei-dete Leichnam lag, mit einem schwarzen Tuche überdeckt, auf dem Bette. Bei sich angelangt, hatte Lucian sei-nen Dienern befohlen, sich zurückzuziehen und ihn nicht mehr zu stören. Sein irres Wesen hatte sie so schon verscheucht, dennoch wurden sie ängstlich über den son-derbaren Zustand ihres Herrn und blieben wach. Nach ungefähr einer Stunde hörten sie Lucian furchtbar schreien und die Meubel zertrümmern. Umsonst ver-suchten sie, einzudringen; endlich schickten sie in ihrer Herzensangst zu Lucians Onkel. Kaum hatte sich der Diener entfernt, als ein Anderer ihm folgen mußte, um dem General die neue, noch traurigere Nachricht zu hinterbringen.

„Ach, Du glaubst nicht, Chamfortin, daß ich mich tödten werde," schrie der Unglückliche furchtbar lachend, „ach, Du glaubst, ich besitze nicht so viel Muth als Du!"

Und Chamfortins, Cavanis' und Agathens Na-men flogen im bunten Gemisch in einem entsetzlichen Selbstgespräche durcheinander. Endlich geschah ein furchtbarer Schall, der das Haus erbeben und die Fen-ster erklirren machte, dann ward Alles still. Die ent-setzten Diener flohen zuerst, kehrten jedoch bald zurück und nachdem sie die Thür erbrochen, bot sich den Be-stürzten das traurigste Schauspiel dar.

Diese Katastrophe hatte den General mitten im schmerzhaftesten Leiden am Podagra überrascht. Oft schon, wenn er von Krankheit geplagt, an sein Zimmer gebannt war, hatte er sich bittere Vorwürfe gemacht, den Sohn seines alten Kameraden so abgewiesen, einer Frau halber zurückgestoßen zu haben, die er schon lange weder liebte, noch achtete. Da er nun selbst dem Begräbnisse seines Neffen nicht beiwohnen konnte, entschloß er sich, Cavanis ein Zeichen seiner Achtung zu geben, indem er ihm die Sorgen übertrug, deren Folge jedenfalls ein Besuch bei ihm sein mußte.

Frau von Saint-Florent war über den Entschluß des Generals nicht eben sehr erfreut, und hatte ihn deshalb aus allen Kräften bekämpft, aber am Ende doch nachgeben müssen. Sie kam nun Cavanis zuvor, und als er kam, hatte sie den Schreibtisch schon durchsucht und Lucians Kostbarkeiten und wichtige Papiere bei Seite gebracht, um früher oder später sorgsamer nachzusehen. Des Generals Krankheit machte, daß sie ganz nach Willkür schalten konnte, und sie sah sich von einem lästigen Wächter befreit und fand in Lucians Tode nur einen ihren Plänen höchst günstigen Zufall. Edmund grüßte sie höflich, aber kalt, und überließ sich streng den ihm vom General übertragenen Pflichten. Chamfortin war zu seiner Hilfe herbeigeeilt, und so verging den beiden jungen Leuten unter mannigfachen Be-

schäftigungen die ganze Nacht. Am andern Morgen begab sich Edmund zum General, welcher ihn mit rührender Herzlichkeit empfing.

Auch noch dieser Tag hielt Edmund im Sterbehause zurück, und dann eilte er, den General zu trösten, der bei dem Gedanken seiner künftigen Einsamkeit recht verlassen war. Die sogenannte Tante Lucians ließ sich fast gar nicht sehen. Schon längst herrschte zwischen ihr und dem General keine Einigkeit mehr, nur Gewohnheit kettete sie an einander. Zwanzig Mal schon wollte der General das verhaßte Band lösen, aber immer bebte er zurück, wenn er seiner trostlosen Einsamkeit gedachte. Wie sehr sind alle Die zu beklagen, denen ihre Vergangenheit nichts bietet, die einsamen Stunden zu schmücken!

Den folgenden Tag ward Lucians Körper an die äußere Thür des Hauses gebracht, um dort die Ankunft der Priester zu erwarten, und man umgab ihn mit schwarzen, reich in Gold und Silber gestickten Teppichen. Unter diesem letzten Zelte auf dieser Erde brannten rings um den Sarkophag unzählige Wachskerzen. —

Wie hat dieser barbarische Gebrauch entstehen und durchgeführt werden können, einen Vater oder Bruder, sobald er zu befehlen oder zu bitten aufgehört hat, vor die Thür seiner Wohnung zu verbannen? Kaum daß er

den letzten Seufzer ausgehaucht hat, entledigt man sich seiner als einer unnützen Last. Dieser Leichnam ist nicht mehr der Gegenstand der Liebe und Verehrung, nein, ein Anblick des Widerwillens, den man so schnell und weit als möglich entfernt. Es giebt Länder, in denen sich sämmtliche Familienglieder versammeln, um gemeinschaftlich bei dem Todten zu wachen und zu beten, bis zu dem schmerzlichen Augenblicke der Trennung. O, da begreift man den ernsten Charakter dieser erhabenen Stunde, man fühlt den heiligen Schauer, der dieses nun stille Herz umweht. Und dieses noch vor Kurzem so warme, zärtliche Herz, dieser sonst so feurige, nun in das unbewegliche Nichts zurückgesunkene Kopf, o man flieht ihn nicht, man läßt ihn nicht allein und verlassen dem Geräusche der Straße gegenüber, man übergiebt ihn nicht kalten, mitleidslosen Miethlingen. Im Gegentheil, man umgiebt diese theuren Ueberreste mit der frömmsten, zärtlichsten Sorgfalt, Schweigen und Gebet umgeben sie bis zu dem Augenblicke, in welchem die Erde sich für immer über ihnen schließt.

Aber in Paris ist das anders. Er ist der Achtung nicht werth, die die einfachsten Bauern einander bezeugen, man bedient sich der grotesken, mit Flitterkram übersäeten Leichenwagen; statt daß der Sarg ernst und gleichmäßig von Männern getragen wird, ziehen

diese Wagen plumpe Lohnpferde eben so gleichgiltig wie sie kurz vorher Lasten zogen.

Mehr dem Willen der Frau von Saint=Florent als dem des Generals zu Folge, sollte Lucians Beerdigung so prachtvoll wie möglich sein. Für viele Menschen ist es eine große Ehre, einem Sarge folgend, durch die Stadt zu gehen, während sie die Zeit verwünschen, die sie des Anstandes halber verlieren, und den Todten schmähen und verleumden. So waren denn auch hier nicht nur Lucians und des Generals Freunde, sondern Leute aller Art, vornehm und gering, schön oder gut, geladen, die nach Chamfortins Erinnerung, Lucian nur einigermaßen bekannt gewesen waren. Einladungsbriefe wurden dem Lieferanten, dem Gewürzkrämer, Fruchthändler, Tapezierer, Schneider, Schuhmacher, Pferdehändler, Waffenhändler, Fechtmeister und allen Nachbarn so gut gesandt als den höchsten Personen. Aber Dank dieser Vorsicht, war das Gefolge auch eins der großartigsten, das man seit langer Zeit in der vornehmen Welt von Paris gesehen, und das staunende Publikum drückte laut seine Bewunderung aus.

Zur bestimmten Stunde setzte sich der Zug vom Sterbehause aus in Bewegung und nahm seinen Weg nach der Pfarrkirche, um dann von dort auf den Kirchhof Montmartre zu gelangen.

Man hörte folgende Gespräche:

„Er schuldet mir noch 1500 Franken,“ sagte einer, „glauben Sie, daß ich nichts verlieren werde?“

„Nein,“ entgegnete ein Anderer, „der Onkel wird alle Schulden bezahlen, nur schade, daß der Neffe nicht noch mehr machen konnte.“

„Ach, ach, ich bin dessen nicht so gewiß,“ rief ein Dritter, „man sagt, das Vermögen des Onkels soll gar nicht so groß sein, ich biete Ihnen vierzig für hundert!“

Anders war die Unterhaltung seiner sogenannten intimen Freunde.

„Welch ein Narr war der liebe Lucian! Wie kann man so einfältig sein, sich solcher Kleinigkeit halber das Leben zu nehmen!“

„Es scheint, daß seine Agathe so grausam mit ihm gespielt hat, daß des armen Lucian Verstand darüber zu Grunde gegangen ist.“

„Wer von uns, meine Herren, hat diese berühmte Agathe gesehen?“

„Niemand,“ entgegnete Chamfortin, (denn Edmund führte den Zug an,) „aber ich werde sie sehen.“

„Hoffst Du Lucians Nachfolger zu werden?“

„Nun, Jeder hat so seine Gedanken, meine Herren,“ sagte Chamfortin.

„Wirst Du bis mit auf den Kirchhof gehen?“

„Nein, ich wünsche von hier aus, daß dem armen

Lucian die Erde leicht sein möge; ich habe noch dringende Geschäfte."

„Wer wird seinen Verlust denn bedauern?"

„Nun, ganz gewiß nicht seine Geliebten."

So ganz angenehm schwatzend, kam man bei der Kirche an. Die Reichen finden in dem katholischen Clerus eine unerschöpfliche Quelle von Nachsicht. Sie mögen im Duell oder als Selbstmörder sterben, für sie ist keine Strenge vorhanden. So öffneten sich denn die Kirchthüren vor Lucian in ihrer vollen Breite und Höhe. Man betete eben so inbrünstig, als habe Gott ihn durch einen natürlichen Tod abgerufen. Die Feier war lang, die Gesänge zahlreich. Die Priester beteten mit ernster, kraftvoller Stimme, ihre gen Himmel gehobenen Augen fleheten brünstig um Gnade. Alle Kirchendiener waren in Festgewändern. Alle diese Leute trugen ein ernstes Gesicht zur Schau, während ihr Herz frohlockte bei dem Gedanken, wieviel Geld ein Jeder von ihnen erhalten würde.

Als man die Kirche verließ, bestiegen die Priester die ersten Wagen, einige der Gäste nahmen die übrigen in Beschlag, um in ihre Wohnungen zurückzukehren. Andere eilten zu Fuß durch die nächsten Straßen. Bald nahmen auch die Pferde des Leichenwagens einen schnellen Tritt an. Auf dem Kirchhofe angelangt, befand sich Edmund allein mit Lucians und des Generals Dienern. Endlich war die letzte Feier beendet. Edmund ging langsam die engen Fußsteige zwischen den Gräbern entlang. Der Kirchhof Montmartre hat eine malerische Lage. Der Berg, an dessen Fuße sich dieses weite Feld der Ruhe ausdehnt, bietet nur müh=

sam der Zerstörung Trotz. Ungeheure Einschnitte auf seinem Gipfel haben verschiedene grünende Stellen hinweggerissen, die nun bis an einige Häuser gerollt sind, und ihnen mit entsetzlichem Sturze drohen.

Die ungeheuren Gänge, die in ihre Eingeweide gedrungen sind, scheinen ungeheure Säle, in deren unterirdischen Domen Riesen-Gastmäler gehalten werden sollen. Noch mehr gleichen sie einem für die Bewohner des Berges bestimmten großen Grabmale, dessen riesigen Deckel die diese Abgründe verdeckende Erdschicht bildet. Das Kreuz auf dem Glockenthurme der kleinen Kirche scheint bestimmt, einst den Ort zu bezeichnen, wo eine allgemeine Beerdigung stattfinden wird. Edmund durchging die friedlichen Ruhestätten so vieler vom schweren Lebenskampfe ausruhender Herzen. Er achtete nicht der prachtvollen Denkmäler, der pomphaften Inschriften; sein Auge suchte die einfachen Zeichen wahrer Liebe. Cavanis betrachtete lange diese Kronen, welche eine Freundeshand auf dem todten Steine niederlegt, und die vergehen, gleich den Opfern auf den Altären der Götter. Besonders zog ihn das frische Grün, die Fülle der Blumen an. Hier wurde der Rasen mit frommer Sorgfalt gepflegt, dort die Blumen stets erneuert, um zu beweisen, daß zwischen zwei Wesen, die sich liebten, nur das materielle Band zerrissen ist. Edmund vereinigte in allgemeiner Sympathie die Gegenstände und Spender so zärtlicher Zeugnisse.

„Wer weiß,“ sagte er, „ob nicht diese Grashalme, diese anmuthigen Pflanzen, die Mittelspersonen zwischen zwei Welten sind; vielleicht steigen die Dahingeschiedenen in schönen Nächten auf diesen weichen duf-

tigen Rasen, und erquicken sich an dem süßen Hauche dieser Blumen; vielleicht erfreuen sie sich dieser bleibenden Erinnerung. Der Himmel hat das Laub der Bäume, sowie den Schmelz der Wiesen in Besitz eines glücklichen Vorrechts gesetzt: Beide der Träumerei, der stillen Andacht lieb, leihen Beide ihre Schätze; dieser seinen frischen Schatten, jener seinen süßen Schmelz den friedlichen Naturen. Die Erde deckt das Grab mit Grün, wie eine Mutter, die, neben ihrem Kinde ruhend, es mit demselben Schleier deckt, der so einen doppelten Schlaf schützt.

So hatte Cavanis Lucian, den General, Frau von Saint-Florent und Plantard vergessen; so oft er jedoch den Denkstein einer jungen Frau erblickte, seufzte er, und gedachte Agathens. Endlich bemerkte er, daß er sich verirrt habe, und suchte nun, sich wieder zurecht zu finden. Bald gelang es ihm, er erkannte das frische Grab, blieb jedoch überrascht stehen. Durch die vergoldeten Gitter und Bäume blickend, erblickte er bei Lucians Ruhestätte ein knieendes weibliches Wesen.

„Nur Frauen können doch am Grabe eines solchen Menschen beten," dachte er.

Er trat näher und seine Ueberraschung erreichte den höchsten Grad, als er Agathen erkannte.

„O Du reine Seele," rief er, „möge Dein Gebet gen Himmel steigen, es ist doch wenigstens nicht erkauft."

Das Auge fest auf die junge Frau gerichtet, wartete er, an einen Baum gelehnt. Wie viel hatte sich in so kurzer Zeit geändert! Nur wenig fehlte und er hätte die Reise in das Jenseit angetreten, nur Lu-

cians Tod bewahrte Edmund vor Selbstmord. So wunderbar und unergründlich sind die Verkettungen des menschlichen Lebens.

Agathe erhob sich. Die Gebete einer reinen Seele sind kurz, der Herr bedarf der langen Worte nicht.

Cavanis begrüßte seine Freundin, welche weder ihre Ueberraschung noch ihre Freude verbarg.

„Agathe,“ sagte er, „wie würden wir überrascht gewesen sein, hätte man uns gesagt, daß wir uns hier zuerst wiedersehen würden!“

„O, es stand geschrieben, daß ich um Einen hierher kommen mußte,“ entgegnete Agathe, „der Himmel hat gut gewählt, und ich danke ihm, indem ich für diesen Unglücklichen um Gnade bitte.“

Plötzlich gedachte Edmund der geheimen Geldsendung.

„Agathe, ich habe vorgestern, gerade als ich zu Lucian eilte, fünf Tausend-Frankenscheine erhalten. Der großmüthige Geber dieser Anleihe ist geheim geblieben. Können Sie mir nicht rathen helfen, wer mir so genügend und zu ganz rechter Zeit half?“

Agathe schwieg.

„Sollten Sie es sein, Agathe?“ rief Cavanis.

„Nun wohl, ja, ich war es, mein Herr,“ entgegnete Agathe.

„O, Madame,“ rief Edmund leidenschaftlich, „ich bin von einer so großen Probe gänzlicher Ergebenheit tief gerührt, o glauben Sie, ich beschwöre Sie, an die ewige Innigkeit meiner Erkenntlichkeit, aber ich kann, ich darf diesen Dienst nicht annehmen, der Sie vielleicht in Verlegenheit bringen könnte.“

„Sagen Sie vielmehr, mein Herr," entgegnete Agathe bitter lächelnd, „daß Sie erröthen würden, einer Frau die mindeste Verbindlichkeit schuldig zu sein."

„O, meine Agathe, gewiß nicht, aber Sie, arme, theure Märtyrerin der Arbeit und Einsamkeit, was könnten Sie beginnen, wollte ich diesen so mühsamen Schatz entführen?"

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, viertausend Franken gehören meiner Tochter, und nur ein Tausend mir, folglich . . ."

„Ihre Tochter besitzt schon ein so großes Vermögen?" fragte Edmund.

„Ja wohl," sagte Agathe, „ach, mein Herr, das geheimnißvolle Wesen ist mir zuwider; können Sie mir einige Augenblicke Gehör schenken, so werden Sie bald wissen, was Sie von mir zu halten haben."

„O, kommen Sie, theure Agathe, ich bin ganz der Ihre, lassen Sie uns ein stilles Plätzchen aufsuchen. Was Sie mir jedoch sagen werden, nichts kann meine Bewunderung Ihrer schwächen."

Edmund führte Agathen an einen einsamen Rasenhügel. Die junge Frau nahm ihren Hut ab, Edmund folgte ihrem Beispiele, und nachdem Agathe einige Augenblicke ihr Gesicht mit den Händen bedeckt hatte, begann sie die Erzählung all der Umstände, welche ihr junges Leben schon bewegt hatten.

Ende des ersten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

